nu

Danielle Spera sprach mit Waldheim-Jäger Neal Sher • Wie irakische Juden in Israel leben • In memoriam Gerhard Bronner: das große Interview • Was passiert unter Rot-Schwarz mit dem „Haus der Geschichte?“

Ausgabe Nr. 27 (1/2007) Nissan 5767 € 3,– www.nunu.at

Die Rabbiner von Wien

derStandard.at

Ich denke, also lese ich.

Oder doch: Ich lese, also denke ich. Wie man es auch dreht und wendet.
Fakt bleibt: DER STANDARD ist die Zeitung für Leser.
Und die beweisen Haltung. Beim Denken und erst recht beim Lesen.

4 Wochen gratis lesen:
derStandard.at/Abo oder 0810 / 20 30 40

Die Zeitung für Leser

Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Umgang der österreichischen Nachkriegs-Regierungen mit den Juden ist ausreichend dokumentiert und zum großen Teil kein Ruhmesblatt für die Zweite Republik. Franz Vranitzky leitete schließlich mit seiner Rede am Tempelberg eine positive Entwicklung ein. Die schwarz-blau-orange Regierung hat in den jüngsten Jahren dann die Restitution vorangetrieben, wobei ihre Bemühungen von den Aussagen des ehemaligen Staatssekretärs Eduard Mainoni (blau, umgefärbt auf orange), man habe das nur getan, um einen guten Eindruck im Ausland zu erzielen, ganz ordentlich konterkariert wurden. Wie aber steht die neue Regierung zu den österreichischen Juden, was ist ihre Haltung zu Israel, was können wir von ihr erwarten? Dazu wird NU ein Gespräch mit Unterrichtsministerin Claudia Schmied und Umweltminister Josef Pröll führen. Kommen Sie doch hin – 2. Mai 2007 um 20 Uhr im stadtTheater walfischgasse (Anmeldung auf www.stadttheater.org).

Der Umgang der alten wie der neuen Regierung mit der Geschichte stellt auch einen der Schwerpunkte dieses Heftes dar. Barbara Tóth hat sich mit dieser Frage befasst. Ein Interview mit Leon Zelman ergänzt ihren Beitrag.
Rainer Nowak und Christian Thonke haben mit dem israelischen Physiker Haim Harari gesprochen, der sich des Projekts „Elite-Universität“ angenommen und den scheinbar schon im politischen Dreck steckenden Wissenschaftskarren wieder flott gemacht hat.
Mit den dunklen Seiten der europäischen Politik befasst sich Margaretha Kopeinig in ihrem Beitrag über die neue Fraktion der rechtsextremen Parteien im europäischen Parlament, und über die Diskussionen zur Initiative der deutschen Justizministerin Brigitte Zypries, die Leugnung des Holocausts in allen Mitgliedsstaaten zu verbieten.
Danielle Spera hat für das neue NU von einem USA-Aufenthalt ein Interview mit hoher politischer Brisanz mitgebracht. Neal Sher, ehemaliger Direktor des OSI (Office of Special Investigations), in Österreich durch seine Untersuchungen zum Fall Waldheim bekannt geworden, hatte zur gleichen Zeit Martin Bartesch, einen SS-Aufseher aus Mauthausen aufgespürt. Der Mann hatte viele Jahre unbehelligt in den USA gelebt und war gesellschaftlich gut integriert. Dutzende Freunde intervenierten zu seinen Gunsten, bis ihnen Neal Sher Unterlagen zeigte, die zweifelsfrei belegten, dass es sich bei Bartesch um einen Mörder handelte. Ein einziger Fürsprecher ließ sich nicht beirren: Der ehemalige US-Präsident Jimmy Carter. Neal Sher hat lange darüber nicht geredet. Lesen Sie jetzt, warum er geschwiegen hat und welche Motive er für die Haltung des Ex-Präsidenten verantwortlich macht.

Am 19. Jänner starb ein großer Österreicher: Der Kabarettist, Autor, Komponist, Liedermacher, kurz der Universalkünstler Gerhard Bronner. Standard-Kulturredakteur Thomas Trenkler hat im Jahr 2002 ein großes Interview mit ihm geführt, das entsprechend den Möglichkeiten einer Tageszeitung im Standard nur in gekürzter Form erscheinen konnte. In dieser Ausgabe von NU bringen wir den Text in voller Länge. Er lässt noch einmal die große Zeit des Wiener Kabaretts auferstehen, dessen Blüte wir auch und in besonderem Maße Gerhard Bronner verdanken.

Martin Engelberg wird für NU, beginnend mit dieser Nummer in einer eigenen Serie Wiens Rabbiner vorstellen. Der erste Teil befasst sich mit den „Streng Orthodoxen“. Besprochen werden diesmal fünf Bethaus-Gemeinden, die zusammen etwa 20 Prozent der gläubigen Juden betreuen. Im Vordergrund stehen dabei die Rabbiner und ihre Aussagen zu wichtigen, gesellschaftlichen und religiösen Themen.

Thomas Schmidinger berichtet über die Lebenssituation von irakischen Juden in Österreich, Daniel Javor hat uns aus Israel einen Beitrag über die Interdisciplinary Center Herzliya, die „Harvard“ von Israel, samt einem Interview mit dessen Leiter Jonathan Davis geschickt, und Herbert Voglmayr erzählt vom Yiddish Radio Project, das das goldene Zeitalter des jüdischen Rundfunks in den USA wieder auferstehen lässt.

Ein Heft voll gepackt mit interessantem Lesestoff aus ganz unterschiedlichen Bereichen erwartet Sie. Vergessen Sie nicht, unsere Bankverbindung auf einen netten, kleinen Zahlschein zu schreiben, den Sie, versehen mit einem ansehnlichen Betrag, zu Ihrer Hausbank tragen: BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Viel Spaß beim Lesen und einen fröhlichen, koscheren Pessach

wünscht Ihnen
Peter Menasse
Chefredakteur

AUSGESTELLT

WER IM KOMMENDEN Monat nach London reist, hat die Gelegenheit, eine ungewöhnliche Ausstellung zu besuchen. Das Londoner Freud Museum zeigt noch bis zum 22. April 2007 die Ausstellung „Reisemalheurs“ der in New York lebenden Künstlerin Vivienne Koorland.

Der Ausstellungstitel geht auf einen Brief zurück, den Freud 1908 aus den Ferien in Blackpool an seine Familie richtete. Er erzählt von den Tücken, Missgeschicken, Ängsten und Einsamkeiten des Reisens. Koorland thematisiert in ihren Arbeiten den freiwilligen und unfreiwilligen, realen und fiktiven Ortswechsel – das Reisen, den Traum, die Deportation – und umkreist im Zuge dessen auch die Idee von Heimat als einen mythischen Ort. Formal bedient sie sich der Collage vorhandener „Reisematerialien“. Auf ihren eindrucksvollen, großformatigen Leinwänden finden sich Karten, Listen, Bilder, Briefe, die übertragen, aufgenäht, eingeritzt oder nachgezeichnet wurden.

DEBATTIERT

FÜR DEBATTEN INNERHALB der Israelitischen Kulturgemeinde sorgt die jüngst gegründete Arbeitsgruppe zum Thema „Assimilation und Mischehe“. Sie soll sich „mit dem Problem der Assimilation und den damit in Zusammenhang stehenden alarmierenden Statistiken über Mischehen“ beschäftigen, schrieb „Die Gemeinde“ in ihrer Jännerausgabe. NU erreichte daraufhin ein Leserbrief, in dem argumentiert wird: Es komme nicht auf die Ehe eines Menschen an, sondern darauf, wie verwurzelt er/sie im Judentum sei. Gerade für junge Menschen sei das Judentum, wie es hier gelebt wird, nicht attraktiv. Das sei ein viel größeres Problem als die Mischehen. Eine Möglichkeit für die Kultusgemeinde, mehr Mitglieder und Freunde zu bekommen, wäre beispielsweise, die Zwi Perez Chajes Schule auch für einen gewissen Prozentsatz von (nach der Halacha) nichtjüdischen Kindern zu öffnen. Gerade Kinder aus sogenannten „Mischehen“ könnten damit einen „Einstieg“ ins Judentum bekommen und später selber entscheiden, ob sie Juden/Jüdinnen werden wollen.

UNTERSTÜTZT

DER VERFALLENDE JÜDISCHE Friedhof in Währing, über den NU schon vor einem Jahr berichtete, bekommt jetzt Unterstützung seitens der Wissenschaft. Die Vorsitzende des „Zukunftsfonds der Republik Österreich“, die ehemalige steirische Landeshauptfrau Waltraud Klasnic (ÖVP), erklärte dieses Projekt zu dem, „das mir am meisten am Herzen liege“. Klasnic: „Ich gestehe, dass ich vor meiner Aufgabe als Fondsvorsitzende vieles nicht gewusst habe. Hier handelt es sich um unbeschreibliche Schicksale. Es soll vieles nie wieder passieren.“ Der jüdische Friedhof wird nun wissenschaftlich aufbereitet und über zwei Jahre mit je 25.000 Euro unterstützt. Eine Generalsanierung wird auf 14 Millionen Euro geschätzt. Der Friedhof entstand 1780 als einziger jüdischer Biedermeier-Friedhof, um 1880 wurde das letzte Mal bestattet. Inzwischen ist er völlig verwahrlost und zurzeit gesperrt. Auch Nationalrats- und Nationalfondspräsidentin Barbara Prammer (SPÖ) hatte zuvor schon erklärt, dass die Sanierung für sie höchste Priorität habe. Zu zahlen habe dafür der Bund: Laut Wiens Finanzstadträtin Renate Brauner (SPÖ) ist das im Washingtoner Abkommen so vereinbart.

FOTO ©: Peter Rigaud

SEITE 6

FOTO ©: Jacqueline Godany

SEITE 18

SEITE 34

EDITORIAL 3

MEMOS 4

COVER 6
DIE RABBINER VON WIEN
Start der neuen NU-Serie
Von Martin Engelberg
IM PORTRÄT
Die orthodoxen Rabbiner Grünfeld, Stern und Schwartz
Von Martin Engelberg

INTERVIEW 12
NEAL SHER
Der Waldheim-Jäger legt ein brisantes Dokument vor
Von Danielle Spera

POLITIK 16
Die Geschichtspolitik unter Gusenbauer
Von Barbara Tóth

INTERVIEW 18
LEON ZELMAN
über das Haus der Geschichte und sein Vermächtnis
Von Peter Menasse und Barbara Tóth

RESTITUTION 20
DER FALL KREMS
Streit um arisierte Heiligenbilder
Von Katja Sindemann

PORTRÄT 22
HAIM HARARI
Der Beinahe-Kanzlerberater
Von Rainer Nowak und Christian Thonke

WISSENSCHAFT 24
Jugendfürsorge unter den Nazis
Von Hannelore Maria Eckerstorfer

EUROPA 26
Bann gegen Holocaust-Leugner
Von Margaretha Kopeinig

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 28
Das Jüdische Museum in Berlin: Monument des Gedenkens
Von Barbara Tóth

ISRAEL I 30
Irakische Juden in Israel
Von Thomas Schmidinger

ISRAEL II 34
Die Herzliya-Universität
Von Daniel Javor

KULTUR I 38
Peter Lantos‘ Lebenserinnerungen
Von Axel Reiserer

KULTUR II 40
Das Yiddish Radio Project
Von Herbert Voglmayr

INTERVIEW 42
In memoriam Gerhard Bronner
Von Thomas Trenkler

FILM 49
Vienna’s Lost Daughters
Von Eva Jordan

RÄTSELHAFTES IN JIDDISCH 51
Von Michaela Spiegel

LESERBRIEFE 52

DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN 53
Von Peter Menasse und Erwin Javor

KOMMENTAR 54
Reichlich vernachlässigt
Von Martin Engelberg

KOMMENTAR 55
Des Kanzlers neue Kleider
Von Erwin Javor

IMPRESSUM 56

office@nunu.at
www.nunu.at

Einmal ausgelassen: Der orthodoxe Rabbiner Schwartz mit Freunden beim Purim-Feiern in seiner Wohnung im zweiten Bezirk. Mit dabei: Der Autor der NU-Titelgeschichte Martin Engelberg (l.).

Die Rabbiner von Wien

Mit dieser Ausgabe startet NU eine Serie über Rabbiner in Wien.
Der erste Teil beschäftigt sich mit der streng-orthodoxen Gemeinde. Einige hundert Mitglieder leben in Wien, betreut werden sie von drei Rabbinern.
Sie leben zurückgezogen und sind öffentlichkeitsscheu.
Der Versuch einer Annäherung.

VON MARTIN ENGELBERG

FOTOS VON PETER RIGAUD

Die Definition

Schon der Versuch einer Unterteilung der ca. 10 amtierenden Rabbiner in Wien löst bei allen Befragten ein Stirnrunzeln hervor. Nach welchen Kriterien möchte man diese Rabbiner, von denen jeder einer eigenen Bethaus-Gemeinde vorsteht, denn einteilen?
Da gibt es einerseits die Kategorie ihrer Herkunft, die über viele Generationen läuft und vor allem geografisch bestimmt ist. Litwisch[1], Oberländer[2], Yekisch[3], Chassidisch[4] – und da wieder von den eher polnisch oder ungarisch-chassidischen Höfen. Das ist sehr kompliziert, die Grenzen verlaufen quer durch alle Bethaus-Gemeinden.
Weiters genügt die Kategorie „orthodox“ allein nicht, da auch der Stadttempel – per definitionem – nach orthodoxem Ritus geführt wird, wiewohl sich dort vor allem die vielen Juden Wiens zugehörig fühlen, die eigentlich sehr wenige der religiösen Gesetze einhalten.
Um die im Englischen zwar gebräuchliche, aber im Deutschen negativ konnotierte Bezeichnung „ultra-orthodox“ zu vermeiden, einigten wir uns schließlich auf eine erste Gruppenbezeichnung, und zwar jene der „streng-orthodoxen Rabbiner von Wien“, von denen in diesem ersten Teil die Rede sein soll.

Die Geschichte

Schon bald nach dem Ende der Nazizeit wurde auch in Wien wieder eine streng-orthodoxe Gemeinde, „Agudas Israel“, später „Khal Israel“ genannt, gegründet. Deren bekanntester Exponent war Benjamin Schreiber, der vor dem Verfassungsgericht am Anfang der 1980er Jahre sogar das historische Erkenntnis erstritt, neben der Kultusgemeinde weitere Gemeinden gründen zu dürfen. Die Tatsache, dass Schreiber unmittelbar danach starb und die Kultusgemeinde den orthodoxen Bethaus-Gemeinden seither großzügige finanzielle Zuwendungen gewährt, verhinderte jedoch die möglich gewordene Spaltung der Kultusgemeinde.
Generalsekretär der Agudas Israel[5] war Chaim Grünfeld, der sich im Laufe der Jahre durch Selbststudium und späten ▸

VIER BETHAUSGEMEINDEN, DREI RABBINER

Die erste Gemeinde war:	AGUDAS ISRAEL/KHAL ISRAEL ↘
von der spaltete sich ab:	MACHSIKEI HADASS ↘
von der spaltete sich ab:	OHEL MOSCHE ↘
von der spaltete sich ab:	KHAL CHASSIDIM

Die Zahl der Mitglieder liegt jeweils zwischen 30 und maximal 100.

PORTRÄT: RABBINER LEIB GRÜNFELD

Rabbiner Leib Grünfeld, 55 Jahre alt, wurde in Wien als Sohn von „Reb Chaim“ Grünfeld geboren und besuchte hier in den 1960er Jahren eine öffentliche Volks- und Hauptschule, ging dann in mehrere Jeschiwes, insbesondere auch in jene des Rabbiners Shmuel Halevi Wosners, einer der führenden rabbinischen Persönlichkeiten unserer Zeit, und heiratete dessen Nichte.
Nach dem Tod seines Vaters wurde Leib Gründfeld zum Rabbiner der Agudas Israel, später Khal Israel genannt, berufen.

Obwohl sein Vater ganz in der ungarisch-chassidischen Tradition lebte, steht Leib Grünfeld eher jenen Strömungen nahe, für die das Leben ausschließlich dazu da ist, die religiöse Lehre zu studieren und in die Tat umzusetzen. Rabbiner Grünfeld versucht jede freie Minute zum Lernen zu nutzen, überlegt sehr genau, wofür er das Lernen überhaupt unterbricht.

So kommt es vor, dass er sogar bei Mitgliedern seiner Bethaus-Gemeinde keine Krankenbesuche macht, wiewohl an und für sich „Bikur Cholim“[1] ein Muss für einen religiösen Menschen ist. Die Tatsache, dass er z.B. vor kurzem nicht bereit war ein Begräbnis durchzuführen, obwohl an diesem Tag zufällig kein anderer Rabbiner der Gemeinde in Wien war, wird ihm angekreidet. „Aber so ist er. Entweder man anerkennt und akzeptiert das oder man schickt ihn weg“, sagt dazu einer seiner Anhänger.

So wird sein religiöses Wissen zwar sehr geschätzt und geachtet, er könnte durchaus ein Rosch Jeschiwa[2] sein, aber viele seiner Anhänger vermissen die sozialen Seiten und wünschen sich einen Rabbiner, der sich auch um die Probleme ihres täglichen Lebens kümmert und auch innerhalb der jüdischen Gemeinde Aufgaben erfüllt. Diese Funktion hat zunehmend Rabbiner Schwartz übernommen.

[1] Bikur Cholim: Besuch von Kranken – wird als wichtige moralische und spirituelle Verpflichtung angesehen, die von allen Juden erfüllt werden soll; geht auf Gottes Besuch von Abraham nach dessen Beschneidung zurück.
[2] Rosch Jeschiwa: Leiter einer Jeschiwa

Zu Purim ist übermäßiger Alkoholgenuss nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten

Besuch von Jeschiwes zum Rabbiner hocharbeitete, sich einen Bart wachsen ließ und zum Rabbiner der streng-orthodoxen Gemeinschaft küren ließ. Deren Zentrum war ursprünglich in der Weihburggasse, später und bis heute sind es die Bethäuser in der Tempelgasse im 2. Bezirk und in der Grünangergasse im 1. Bezirk. Nach dem Ableben von „Reb Chaim“, wie Grünfeld liebevoll von seinen Anhängern genannt wurde, beriefen die Mitglieder seinen Sohn Leib Grünfeld zu ihrem Rabbiner.
Fast die Hälfte der bisherigen Mitglieder der Agudas Israel erkannten jedoch Chaim Grünfeld nicht als ausreichende religiöse Autorität an, spalteten sich ab und gründeten die „Machsikei Hadass“. Sie hatte vorerst ihren Sitz in der Seitenstettengasse, im Haus oberhalb des Stadttempels und befindet sich heute in der Großen Mohrengasse im 2. Bezirk. Deren Rabbiner wurde später Rabbiner Bezalel Stern, dessen Sohn Chaim heute das religiöse Oberhaupt dieser Gemeinde ist.
Es war gerade diese rabbinische Erbfolge – neben einigen anderen Auffassungsunterschieden – die einige Mitglieder der „Machsikei Hadass“ so erzürnte, dass sie sich wieder abspalteten und sodann die Gemeinde „Ohel Mosche“ mit Sitz in der Lilienbrunngasse im 2. Bezirk gründeten. Deren Oberhaupt wurde Rabbiner Jona Schwartz, der 35-jährig aus London engagiert wurde. Offenbar unvermeidlich, kam es auch dort wieder zu Auseinandersetzungen und Spaltungstendenzen, Rabbiner Schwartz kündigte vorerst und ging zurück nach London, kehrte aber nach sechs Monaten wieder, als Oberhaupt einer weiteren neu gegründeten Gemeinde, der „Khal Chassidim“.

PORTRÄT: RABBINER CHAIM STERN

69 Jahre alt, geht es derzeit gesundheitlich sehr schlecht, Sohn von Rabbiner Bezalel Stern, der bereits Rabbiner von „Machsikei Hadass“ war. Dieser wurde anlässlich der Abspaltung von „Khal Israel“, ca. 1965 aus Melbourne (Australien) nach Wien geholt. Rabbiner Bezalel Stern war Schwiegersohn von Rav Kindlicher, dem Rabbiner von Herrmannstadt (Sibiu) in Rumänien und stammte eigentlich nicht aus chassidischer Tradition, sondern war eher Oberländer.

Nachdem sein Vater 1981 nach Israel und in Pension ging, übernahm Chaim Stern die Leitung der „Machsikei Hadass“. Dies nahmen jüngere Mitglieder von „Machsikei Hadass“ zum Anlass, eine eigene Bethaus-Gemeinde – „Ohel Mosche“ – zu gründen. Rabbiner Chaim Stern hält gewisse chassidische Traditionen, aber ist eher auch ein Oberländer wie sein Vater. Er ist ähnlich introvertiert und öffentlichkeitsscheu wie Rabbiner Leib Grünfeld.

Die „Machsikei Hadass“ befindet sich in der Großen Mohrengasse im 2. Bezirk, angeschlossen ist auch eine Jeschiwa, in der etwa 30 Kinder aus Wien lernen, eine Mikwa in der Großen Mohrengasse für Männer und in der Seitenstettengasse für Frauen sowie eine Volks- und Hauptschule für streng orthodoxe Kinder in der Malzgasse im 2. Bezirk.

AUSSAGEN VON STRENG ORTHODOXEN RABBINERN

Die Kinder verkleiden sich und feiern mit. Die Stimmung ist richtig übermütig.

Zu assimilierten Juden:
„Wie kann man sie zur Jiddischkeit[1] bringen? Indem man sie ihnen zeigt, man soll sie einladen, sie die Atmosphäre des Dawenen[2], von Schabbes[3], von Zmiros[4], von Gemure-Lernen[5] erleben lassen, das ist der einzige Weg zurück. Über Vorträge, Diskussionen können wir niemanden zurückholen.“ Es wäre für einen streng orthodoxen Rabbiner und seine Chassidim zu gefährlich auf Nicht-Orthodoxen zuzugehen, da immer die Gefahr bestehe selber zu fallen. So weit zu gehen, sei ein Risiko. Die Lubawitscher machten dies zwar, und das wäre eine große und gute Sache. Das könne aber nicht jeder, die Gefahren seien groß: „Wer es tut, soll gebentscht[6] sein. Unsere Gedolim[7] sind dagegen.“

Zu Reformbestrebungen im Judentum:
Chassidim sind besonders streng und empfindlich gegenüber jeglicher Reform. Die Orthodoxie insgesamt fühlte sich, vor allem in Ungarn, durch die Reformbewegungen (Neologen) sehr stark bedroht, welche zunehmend christliche Traditionen und Rituale in die Liturgie einbauten. Die großen Synagogen in Budapest (Dohanyi Synagoge) wie auch der Stadttempel in Wien, passten sich in ihrer Bauweise der kirchlichen Architektur an, die Gottesdienste wurden reformiert und z. B. mit Chor und Organ angepasst. Es wurden viele, zum Teil jahrhundertealte Traditionen abgelegt (siehe auch Kasten zum Thema Hochzeitsritual/Chupa). Das Betreten dieser Synagogen ist wie „Tum'a“[8], nicht einmal die Straße davor durfte betreten werden.

Zum Thema Shoa und Glauben:
„Wenn Menschen von Gott abgefallen sind, sind sie schwer zu überzeugen. Die Shoa ist nicht zu verstehen; ich denke überhaupt nicht daran, es je zu verstehen zu versuchen. Ich gebe ein Beispiel: Ein Mensch kommt mitten in einem Theaterstück hinein und sieht, wie ein Mensch auf einen anderen schießt, der tot umfällt. Er ist überzeugt, Zeuge eines Mordes geworden zu sein. Aber er irrt, weil er nur einen ganz kleinen Ausschnitt gesehen hat.“
Shoa-Überlebenden wird große Nachsicht und großes Verständnis entgegengebracht, wenn sie in ihrem Glauben an Gott erschüttert sind. Wenn Überlebende an ihrer Religiosität und an ihrem Gottesglauben festhalten, erhalten sie dafür größten Respekt.
Vom Satmarer Rebbe[9] wird berichtet, dass jemand zu ihm kam, um ihn um eine Bracha[10] zu ersuchen. Dieser schickte ihn mit dem Auftrag weg, zu einem Betenden zu gehen, der, mit eintätowierter Nummer vom KZ Tefillin legt[11] – der solle ihn segnen.

Zur Frage, wie sehr Gott ins Geschehen eingreift
„Alles, was passiert, ist von Gott gewollt und gesteuert. Wenn ein kleiner Kieselstein vom Lastwagen fällt, und wohin er fällt, ist von Gott gewollt.“
Der Glaubensgrundsatz lautet: „Haschem hu Elokim“ und heißt eigentlich „Gott ist Gott“. Verstanden wird es als Haschem-gott, als Erschaffer der Welt, und Elokim-gott, als derjenige, der alles bestimmt.

Zu Israel
Es ist bekannt, dass viele streng orthodoxe Rabbiner eine anti-zionistische Haltung einnehmen, also der Gründung des Staates Israel, ohne göttlichen Befehl, kritisch gegenüberstehen.
Obwohl sie der Meinung sind, dass der moderne Staat nicht hätte gegründet werden sollen, sind sie über jeden Vorfall (Terroranschlag) und die politischen Entwicklungen sehr betroffen.
Es gilt der Grundsatz, dass das Land heilig ist. Laut Chatam Sofer sei ein Brösel der Erde von Eretz Israel 100-mal heiliger als der gesamte Himmel in Chutz Laaretz (Land außerhalb Israels). Den Boden zu betreten, sei wie auf ein Siddur, ein Gebetbuch zu treten.

Zu den Herausforderungen der modernen Welt:
Dennoch scheint der Umgang in der streng orthodoxen Welt des Rabbiners mit modernen Entwicklungen kein Tabu zu sein. Heute wird in orthodoxen Zeitungen auch schon über Familienprobleme, Scheidungen usw. berichtet. Der Umgang mit Beziehungskrisen durch Psychotherapie ist kein Tabuthema mehr. Auch über Verhütung wird viel offener gesprochen als früher. Da gilt die Auffassung, dass Frauen ausdrücklich das Recht haben, zu verhüten.

[1] Jiddischkeit: jidd. traditionelles jüdisches Leben
[2] Dawenen: jidd. beten
[3] Schabbes: jidd. Shabbat
[4] Zmiros: jidd. Lieder und Gesänge
[5] Gemure-Lernen: Lernen der Gemara = Talmud
[6] Gebentscht: jidd. gesegnet
[7] Gedolim: jidd. religiöse Größen
[8] Tum'a: Unreinheit
[9] Satmarer Rebbe: a.a.o.
[10] Bracha: Segen
[11] Tefillin legen: Gebot, die Gebetskapseln mit Lederriemen an Hand und Kopf zu befestigen.

WISSEN: DIE CHUPAH

Einen besonderen Stellenwert nehmen bei streng orthoxen Juden die Minhagim[1] ein, es wurde streng darauf geachtet, dass sie beibehalten werden, da sie als Mauer und Schutz für die Halacha[2] – vor allem gegenüber Reformbewegungen – gelten. Werden einmal die Minhagim, die Bräuche, nicht mehr eingehalten, sei auch die Einhaltung der Halacha, der Gesetze, in Gefahr. Als ein Beispiel dient die jüdische Hochzeit, bei der die Chupah[3] unter freiem Himmel stehen sollte. Das war jedoch ursprünglich nur ein Minhag, ein Brauch, und kein Gesetz. Der berühmte Rabbiner Rem'a[4] hatte darin einfach ein Zeichen gesehen, dass das Paar dadurch einen besonderen Segen erhalten würde, nämlich sich so zu vermehren wie die Sterne.

In Ungarn hatte die Reformbewegung jedoch die Trauung in die Synagogen verlegt, wie das in den katholischen Kirchen üblich ist, woraufhin große rabbinische Autoritäten, allen voran Chatam Sofer[5], ausdrücklich alle Trauungen verboten, die nicht unter freiem Himmel stattfinden. Dieser Cherem[6] wird seither von den streng orthodoxen Rabbinern ungarischer Herkunft unter allen Umständen eingehalten. Für die Rabbiner litauischer und galizianischer Provenienz schienen die Reformbewegungen nicht so eine große Bedrohung darzustellen, sodass auch sie zwar eine Trauung unter freien Himmel im Sinne des Rem'a befürworteten, aber eine z.B. wetterbedingte Verlegung der Chupa in einen Raum durchaus zulassen.

Als weiteres interessantes Detail dafür, wie unterschiedlich auch die streng orthodoxen Rabbiner wesentliche Fragen handhaben, sei erwähnt, dass streng orthodoxe Rabbiner in den USA in der Zwischenzeit zum Teil sogar wieder die Verlegung der Trauungen in Bethäuser anordneten, da zunehmend Hochzeitszeremonien zwar unter freiem Himmel, aber, nach dem Empfinden der Rabbiner, an sehr unpassenden Orten stattfanden.

1 Minhagim: Bräuche, jüdische Traditionen
2 Halacha: die jüdischen Gesetze
3 Chupa: Trauungsbaldachin
4 Rem'a: Rabbi Moses Isserles – ein großer Rabbiner und Talmudist aus Krakau/Polen (1530–1572). Bekannt für seine fundamental wichtigen Kommentare zur Halacha.
5 Chatam Sofer: Rabbi Moses ben Samuel Sofer oder auf deutsch: Schreiber (1762–1839) zuletzt in Pressburg. Vehementer Gegner der Reformbewegungen.
6 Cherem: Bann

Rabbiner Schwartz genießt über seine Gemeinde hinaus hohes Ansehen

Seither kam es zu folgender interessanter Entwicklung:

Die „Agudas Israel", später „Khal Israel", hatte einen Vertrag mit der Kultusgemeinde, in dem dieser die Verantwortung für die Kaschrut[7] übertragen wurde. Nach einem Vorfall im koscheren Restaurant, bei dem treifenes[8] Fleisch gefunden wurde, wollte der junge Rabbiner Leib Grünfeld nicht mehr weiter für die Kaschrut verantwortlich sein, kündigte und wollte zurück nach Israel gehen. Daraufhin engagierte „Khal Israel" Rabbiner Jona Schwartz – zum damaligen Zeitpunkt eigentlich Rabbiner von „Ohel Mosche" –, um den Vertrag mit der Kultusgemeinde weiterhin erfüllen zu können. Grünfeld überlegte es sich dann aber doch anders, blieb weiterhin Rabbiner in den Bethaus-Gemeinden Tempelgasse und Grünangergasse. Rabbiner Schwartz, zwischenzeitlich ja gewechselt zu „Khal Chassidim", ist jedoch seither für „Khal Israel" und damit die Kultusgemeinde, der für Kaschrut zuständige Rabbiner.

1 litwisch (Adj.); Litvaks (Subs.): Aschkenazische Juden mit Wurzeln in Litauen; Zugang zum Judentum über höchst konzentriertes und intellektuelles Studium des Talmuds. Litauen was das Zentrum der Opposition gegen den Chassidismus. Litvaks wurden als intellektuell und stoisch angesehen, im Gegensatz zu den Chassidim, die als emotional und spontan galten. Die Leitfigur der Litvaks ist der „Ga'on (rabbinisches Genie) von Wilna" (1720–1797), einer der größten Talmud-Gelehrten.
2 Oberländer: Juden aus der Oberland-Region in Ungarn und der Slowakei. Orthodox, nicht chassidisch.
3 yekisch (Adj.): Art der deutschstämmigen Juden
4 chassidisch (Adj.); Chassidim (Subs.): Chassidismus, gegründet von „Ba'al Shem Tov" – Rabbi Israel ben Eliezer (1698–1760), als Antwort darauf, dass viele das Judentum als zu „akademisch", zu vertieft in das Studium des Talmuds, empfanden. Der Chassidismus ist sehr geprägt von Spiritualität und Freude.
5 Agudas Israel: gegründet 1912 als politischer Arm des orthodoxen Judentums. Gewann vor der Shoa Sitze im polnischen Parlament, entsandte in vielen Gemeinden Vertreter in die politischen Gremien, auch heute in der Knesset (israelisches Parlament) vertreten.
6 Jeschiwa: eine Institution für das Studium der Tora und des Talmuds für vorwiegend streng orthodoxe jüdische Jugendliche.
7 Kaschrut: Die jüdischen Speisegesetze – Regelungen zur Zubereitung von Speisen, Festlegung, welche Lebensmittel, Tiere verzehrt werden dürfen. Streng orthodoxe Juden ernähren sich ausschließlich von Lebensmitteln, die diesen Regeln entsprechen.
8 treife: Gegenteil von koscher – also unrein, und daher für den Verzehr verboten.

PORTRÄT: RABBINER SCHWARTZ

Schon auf der Straße hört man laute Gesänge, von allen Seiten strömen Juden mit Strejmel[1], Bekische[2], Bart und Pejes[3] herbei, um in der Wohnung von Rabbiner Schwartz, mitten im 2. Bezirk, auf traditionell-chassidische Weise Purim[4] zu feiern. Es herrscht eine ausgelassene, feucht-fröhliche Stimmung. Purim ist jener Feiertag, an dem – ganz untypisch für Juden – übermäßiger Alkoholgenuss sogar geboten ist. Ein wahrlich ungewohnter Anblick.

Inmitten der laut singenden, tanzenden und lachenden Chassidim, samt verkleideten und ebenso übermütig feiernden Kindern und Jugendlichen, steht Rabbiner Schwartz, stimmt Lieder an, hält launige Reden, umarmt Neuankommende und lässt es sich nicht nehmen, jeden Einzelnen mit einem Glas Wein und einem lauten „Lechaim" zu begrüßen.

Man reibt sich die Augen, aber das ist Chassidismus pur: Ein Rabbiner, eigentlich ein Rebbe[5] im besten Sinn, der sonst eher verschlossen ist, sich im Studium der Lehre und dem Gebet vertieft, der durch sein Eintreten höchste Ehrfurcht bei seinen Anhängern hervorruft, zeigt sich von einer ganz anderen Seite. Er feiert mit seinen Chassidim in einer Tradition, die sich seit Jahrhunderten – nahezu unverändert – erhalten hat.

Bei Rabbiner Schwartz' Purim-Feier ereignet sich jedoch noch etwas Bemerkenswertes: Im Laufe des Abends gesellen sich zu seinen Chassidim auch immer mehr Feiernde aus praktisch allen anderen Teilen der jüdischen Gemeinde in Wien. Nach und nach erscheint alles, was in der Gemeinde Rang und Namen hat: Oberrabbiner Eisenberg, Mag. Fastenbauer, Generalsekretär der Kultusgemeinde, der Rabbiner der Misrachi, Vertreter der Lubawitscher, der Leiter der Jeschiwa in der Großen Mohrengasse – alle kommen, trinken „Lechaim", umarmen, singen und tanzen mit Rabbiner Schwartz.

Die Tatsache, dass Rabbiner Schwartz von allen Seiten der Gemeinde so viel Respekt und Sympathie gezollt wird, macht ihn nicht nur für die Mitglieder seiner eigenen Gemeinde, sondern auch für zahlreiche religiöse Juden aus anderen Bethaus-Gemeinden zu einem beliebten Ansprechpartner. Dabei berät Rabbiner Schwartz seine Besucher und Anhänger nicht nur in religiösen Fragen, sondern auch in vielen anderen Belangen des täglichen Lebens.

Rabbiner Jona Schwartz wurde 1948 als Jona Farkas in Budapest geboren. Seine Familie stammt von diversen hochangesehenen chassidischen Häusern ab: Spinke[6], Belz[7], Sadagora[8]. Er ist ein großer Anhänger vom alten Satmerer[9] Rebben, Rabbiner Joel Teitelbaum (1887–1979) und seinen Nachfolgern, u. a. dem Wishnitzer Rebbe von Monsey.

Schon der Vater von Rabbiner Schwartz war Rabbiner, allerdings verbinden ihn mit ihm nur wenige Erinnerungen. Der Vater starb 1954 im Alter von 28 Jahren an den Spätfolgen seines Lageraufenthalts in Mauthausen, als der Sohn gerade 6 Jahre alt war. Die Mutter ging 1956 über Wien allein mit ihm und seinen Geschwistern nach Israel. Dort heiratete sie ein zweites Mal. Die Kinder nahmen den Namen ihres Stiefvaters an und zogen später mit ihm nach Großbritannien.

Rabbiner Schwartz selbst ging in Großbritannien bei einem großen Rabbiner „in die Lehre", dem aus Wien stammenden Hanuch Padwa (sein eigentlicher Familienname war Taube). Obwohl er im Wien der 20er Jahre ein Begabten-Stipendium erhielt, hatte Padwa nicht an einer Universität studiert, sondern wurde ein großer Talmud Chacham[10] und später Oberrabbiner der orthodoxen Juden in England.

Rabbiner Padwa verschaffte sich einen Namen, unter anderem auf dem Gebiet der Kaschrut[11] und war darin ein großer Lehrmeister für Rabbiner Schwartz, der heute mittlerweile selber als international anerkannte rabbinische Kapazität in diesem Bereich gilt. Rabbiner Schwartz liest wissenschaftliche Arbeiten über Lebensmittelchemie, kennt alle Kodizes der Zutaten, diskutiert und berät sich mit Chemikern, Apothekern – alles, um nicht nur seinen Anhängern, sondern der jüdischen Gemeinschaft insgesamt ein verlässlicher und vertrauenswürdiger Garant dafür zu sein, dass ein ganz bestimmtes Produkt gesichert und verbürgt koscher ist, wenn es sein Koscher-Siegel trägt.

1982 kam Rabbiner Schwartz nach Wien, er baute gemeinsam mit seiner Rebbezen[12] – auch sie stammt aus besten chassidischen Familien – eine kinderreiche Familie auf. Bei der Erziehung seiner Kinder war Rabbiner Schwartz sehr darauf bedacht, dass auch sie mit derselben Hingabe und Inbrunst die Traditionen weiterführen werden, wie er es ihnen vorführt.

Sein Umgang mit nicht orthodox lebenden Juden ist eine Mischung aus einem Laisser-faire, d.h. jeder soll selbst entscheiden, wie er lebt, und dem Angebot an alle, die Interesse zeigen, zu helfen. Rabbiner Schwartz zeigt sich sehr interessiert an allem in der Welt und fragt die ihn umgebenden Menschen immer danach, „was sich tut in der Welt".

Seit 7 Jahren steht Rabbiner Schwartz seiner Bethaus-Gemeinde „Khal Chassidim" vor, die sich in der Großen Schiffgasse im 2. Bezirk befindet und ein Teil der Gemeinde „Khal Israel" ist. Dort versammeln sich seine Anhänger und leben nach den strengsten chassidischen Traditionen. Die Anhänger sind teilweise berufstätig, viele handeln mit Immobilien, sind Kaufleute, Großhändler. Die chassidische Tracht (Strejmel, Bekische, Kapote usw.) besorgen sie sich in Israel, London und Antwerpen.

Rabbiner Schwartz hält zahlreiche Shiurim[13] und beaufsichtigt die Herausgabe der jährlich erscheinenden Kaschrut-Liste, die für religiöse und die Kaschrut-Gesetze befolgenden Juden ein sehr wichtiger Ratgeber ist. Obwohl er mit dem Tora-Studium, seiner Synagoge und Kaschrut-Angelegenheiten sehr beschäftigt ist, organisiert er Unterstützungsmaßnahmen für Bedürftige aus allen Kreisen der jüdischen Gemeinde.

1 Strejmel: Hut mit Pelzkrempe, die von Chassidim an Schabbat, Feier- und Festtagen getragen wird.
2 Bekische: langer Mantel, zumeist aus schwarzer Seide, die Chassidim vor allem an Schabbat, Feier- und Festtagen tragen.
3 Pejes: Schläfenlocken; wie von streng orthodoxen, vor allem chassidischen Männern getragen.
4 Purim: ist ein Fest, das an die Errettung des jüdischen Volkes in Persien erinnert. Haman, der höchste Regierungsbeamte des persischen Königs, versuchte die gesamten Juden im Perserreich auszurotten, wobei die jüdische Frau des Königs Achaschwerosch (historisch: Xerxes I.) Esther die Errettung herbeiführt.
5 Rebbe: jiddisch – Meister, Lehrer oder Mentor – bezieht sich auf den Anführer einer chassidischen Gruppe.
6 Spinke: Ist der Name einer chassidischen Gruppe, die aus Maramures/Rumänien, in der Nähe der ungarischen Grenze, aus einem Ort namens Sapanta – auf jiddisch Spinke – stammt.
7 Belz: Der Name einer chassidischen Dynastie, genannt nach dem Städtchen Belz, ursprünglich in Polen gelegen, heute Ukraine.
8 Sadagora: Eine chassidische Dynastie, welche aus der Ruzhiner Dynastie stammt. Sadagora war ursprünglich ein Stedtl am äußersten östlichen Rand von Österreich-Ungarn, wurde eingemeindet in das Städtchen Chernivtsi und befindet sich heute in der Ukraine.
9 Satmarer: Eine der größten chassidischen Dynastien, stammend aus Szatmarnementi (heute: Satu Mare, Rumänien, früher Ungarn), bekannt auch für ihre ausdrücklich anti-zionistische Haltung.
10 Talmud Chacham: hebr. wörtlich: Schüler der Weisheit, Ehrenbezeichnung für einen Tora-Gelehrten
11 Kaschrut: die jüdischen Speisegesetze
12 Rebbezen: Frau des Rabbiners
13 Shiurim: Unterricht religiöser Lehre

„Die Nazis können sich die Hände reiben“

Es ist ein brisantes Dokument, das der ehemalige Waldheim-Jäger Neal Sher vorlegt. Ex-Präsident Jimmy Carter hat 1987 für einen SS-Mann, dessen Morde an Juden bewiesen waren, interveniert. Warum er jetzt damit an die Öffentlichkeit gegangen ist, dass der Fall Waldheim auch seine gute Seite hatte und welche Ereignisse ihn beeinflusst haben, Nazi-Jäger zu werden, erzählt Sher im Gespräch mit NU.

VON DANIELLE SPERA

FOTOS VON MONIQUE STAUDER

NU: 1987 gab es nach der Watchlist-Entscheidung gegen Waldheim noch einen Fall, der in Österreich Schlagzeilen gemacht hat.

Sher: Wir sind auf einen SS-Aufseher in Mauthausen gestoßen, Martin Bartesch. Wir hatten seine Identität geklärt und fanden seine Einwanderungspapiere. Beim OSI, dem Office of Special Investigations, hatten wir es uns zur Regel gemacht, selbst nach den Tätern zu suchen und nicht zu warten, bis wir einen Tipp bekommen.

NU: War der Fall Bartesch ein besonderer?

Sher: Ja und Nein. Das Besondere daran war, dass wir bei ihm sofort einen messerscharfen Beweis für seine Schuld hatten: Ein Todesbuch, das die US-Soldaten, die Mauthausen befreiten, gefunden hatten. Darin war festgehalten, dass Bartesch am 20. Oktober 1943 einen französischen Juden namens Max Oschorn getötet hatte. Wenn man dieses Buch sah, lief einem der kalte Schauer über den Rücken, wir konnten dadurch einige Männer überführen.

NU: Ihre Behörde, das OSI, stand damals im Mittelpunkt des Interesses.

Sher: Die späten 1980er-Jahre waren eine Zeit, in der wir pro Tag oft 7 bis 10 Fälle hatten. Durch Waldheim waren wir natürlich plötzlich auch mitten im Licht der Öffentlichkeit, während wir davor eigentlich ruhig und mit relativ wenig Aufmerksamkeit arbeiten konnten.

NU: Gab es dadurch auch Interventionen für die Beschuldigten?

Sher: Bei Waldheim natürlich, aber eben auch im Fall Bartesch, er war bei guter Gesundheit, für ihn haben sich viele eingesetzt, er hätte ja noch viele Jahre unbehelligt in den USA leben können. Die Familie hat offenbar stark mobilisiert, von der Kirche bis zu Kongressabgeordneten haben sich einige sehr für ihn eingesetzt. Wir haben jedem die Dokumente, die gegen Bartesch vorlagen, gezeigt und daraufhin war Ruhe. Bis auf die Tochter von Bartesch, die uns mit Beschuldigungen, wir seien alle vom KGB, und antisemitischen Beschimpfungen belästigt hat. Und Jimmy Carter.

NU: Das muss ja eine ziemliche Überraschung gewesen sein, als sie einen Brief von Jimmy Carter erhielten?

Sher: Ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre. Meine Sekretärin brachte mir den Brief. Zuerst habe ich gedacht, er käme von Freunden, die mir einen Streich spielen wollten, denn ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass Carter sich für diesen SS-Mörder einsetzen würde. Aber da stand es schwarz auf weiß und sogar handschriftlich: dass ich doch in diesem Fall Nachsicht walten lassen sollte – aus humanitären Gründen. Ich war so entsetzt und sprachlos, dass ich den Brief beiseite legte und außer meinen engsten Mitarbeitern niemanden davon in Kenntnis setzte. Vielleicht wollte ich unbewusst neben dem Kampf mit

NU-Autorin Danielle Spera im Gespräch mit Waldheim-Jäger Neal Sher im Peninsula-Hotel in New York

Sher wollte den Brief schon länger veröffentlichen. Jetzt tat er es, weil er findet, dass Carter bei Israel „nicht fair agiert“.

den Österreichern nicht auch noch einen öffentlichen Streit mit einem Ex-US-Präsidenten heraufbeschwören.

NU: Warum sind Sie jetzt damit an die Öffentlichkeit gegangen?

Sher: Ich habe schon länger daran gedacht, vor allem als aufgekommen ist, dass die Carter-Stiftung insbesondere von einem saudischen Scheich finanziert wird, der die Terroranschläge vom 11. September gutgeheißen hat. Als jetzt Carters Buch über den Nahost-Konflikt erschienen ist, war mir endgültig klar, dass er ein Problem mit Israel und der amerikanisch-jüdischen Solidarität hat. Ich habe den Carter-Brief einigen prominenten Freunden gezeigt und alle haben mir geraten, ihn unbedingt zu veröffentlichen.

NU: Gerade Carter hat ja das Image des guten Ex-Präsidenten.

Sher: Vielleicht weil er ein lausiger Präsident war. Nein, im Ernst, er macht natürlich viel Wind mit seinem Einsatz für humanitäre Zwecke. Andererseits muss man sehen, dass er bei Israel einfach nicht fair agiert. Er stellt Israel ganz bewusst an den Pranger. In seinem neuen Buch gibt es nur palästinensisches Leid, die Selbstmordattentate gegen Israel spielen keine Rolle.

NU: Manche vermuten bei Carter persönliche Gründe.

Sher: Ich will ihn überhaupt nicht charakterisieren. Was Carter über Israel schreibt, entlarvt sich doch selbst. Oder seine Auftritte im Fernsehsender Al-Jazeera. Dort hat er den Terror gegen Israel gerechtfertigt. Da macht es doch keinen Unterschied mehr, ob er ein Antisemit ist oder nicht. Das größte Problem, das Israel heute hat, ist, dass es überall an Unterstützung verliert, auch in den USA.

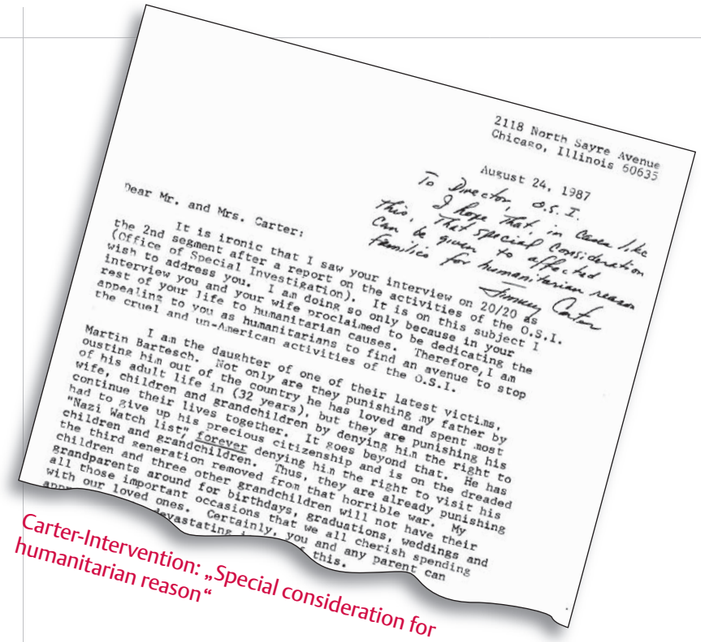
NU: In letzter Zeit häufen sich sogar die kritischen jüdischen Stimmen.

Sher: Sie verfolgen sicher die Debatte, die jetzt in jüdischen Intellektuellenkreisen in den USA und in Großbritannien geführt wird. Sie lassen kein gutes Haar an der Pro-Israel-Lobby. Das Problem ist, dass sie damit den wirklichen Feinden Israels in die Hände spielen, die Israel das Existenzrecht absprechen wollen. Carters Buch passt da bestens dazu. Warum, glauben Sie, veranstaltet der iranische Präsident Ahmadinejad eine Holocaust-Konferenz? Doch auch nur, um Israel seine Legitimität abzusprechen. Wenn man den Holocaust zur Legende abstempelt, dann geht das sehr tief. Ich will da jetzt nichts vermischen, aber man muss das alles in seiner Komplexität sehen und den fatalen Zusammenhang, der besteht.

NU: Welche Auswirkungen wird das auf Israel haben?

Sher: Der Irak-Krieg war auch für Israel fürchterlich. Er hat die USA geschwächt und das hatte Folgen für Israel. In den USA wird jetzt ja auch immer mehr betont, dass man den Iran doch in Ruhe lassen soll mit seinem Atomprogramm, es sei doch nur, weil Israel Druck mache. Das ist sehr gefährlich. Die USA werden immer ein Verbündeter Israels bleiben, allerdings fürchte ich, dass Israel mehr und mehr auf sich allein gestellt sein wird. Die Nazis können sich die Hände reiben, denn wenn immer mehr Juden an Israel Kritik üben, brauchen sie nichts mehr zu tun.

NU: Über Ihre Herkunft ist wenig bekannt?



2118 North Sayre Avenue
Chicago, Illinois 60635

August 24, 1987

To Director, O.S.I.
I hope that, in cases like this, that special consideration can be given to affected families for humanitarian reason
Jimmy Carter

Dear Mr. and Mrs. Carter:

It is ironic that I saw your interview on 20/20 as the 2nd segment after a report on the activities of the O.S.I. (Office of Special Investigation). It is on this subject I wish to address you. I am doing so only because in your interview you and your wife proclaimed to be dedicating the rest of your life to humanitarian causes. Therefore, I am appealing to you as humanitarians to find an avenue to stop the cruel and un-American activities of the O.S.I.

I am the daughter of one of their latest victims, Martin Barresch. Not only are they punishing my father by ousting him out of the country he has loved and spent most of his adult life in (32 years), but they are punishing his wife, children and grandchildren by denying him the right to continue their lives together. It goes beyond that. He has had to give up his precious citizenship and is on the dreaded "Nazi Watch list" forever denying him the right to visit his children and grandchildren. Thus, they are already punishing the third generation removed from that horrible war. My children and three other grandchildren will not have their grandparents around for birthdays, graduations, weddings and all those important occasions that we all cherish spending with our loved ones. Certainly, you and any parent can [illegible] devastating [illegible] this.

Carter-Intervention: „Special consideration for humanitarian reason“

Sher: Ich wurde in Brooklyn geboren, meine Eltern waren beide klassische Einwandererkinder von der Lower East Side. Deren Eltern stammten aus Galizien und Litauen – mein Großvater aus einer kleinen litauischen Stadt, dessen Polizeichef ich später als Nazi-Verbrecher auf meiner Liste hatte. Mein Vater war Soldat im Zweiten Weltkrieg und stolz darauf, gegen die Deutschen kämpfen zu können. Er wurde verwundet und arbeitete später bei der Post. Wir wohnten in Queens, in einem Häuserkomplex, der für Kriegsveteranen gebaut worden war. Eigentlich war die Gegend ganz und gar nicht jüdisch, sondern von irischen und deutschen Einwanderer dominiert. Doch unter den Veteranen waren viele Juden – es wurde sogar eine Synagoge gebaut. So gab es dann dort doch eine ganze Gruppe jüdischer Kinder, das hat dann natürlich auch manchmal zu Auseinandersetzungen mit den katholischen Kindern geführt. Ich konnte durch ein Stipendium studieren. Meinen Abschluss machte ich 1968, es war ganz und gar nicht feierlich, denn an meiner Universität gab es große Proteste gegen den Vietnam-Krieg. Ich wurde dann auch eingezogen, konnte mich aber einer Reserveeinheit anschließen und bin so dem Einsatz in Vietnam entkommen.

NU: Wie sind Sie zum OSI gekommen, woher kam Ihr Interesse an der Verfolgung von Nazis?

Sher: Natürlich war das bei uns zu Hause ein Thema, aber was mich vor allem geprägt hat, waren Erlebnisse, die ich mit meinem Vater hatte. Einmal habe ich ihn begleitet, als er eine deutsche Zeitung an einen Einwanderer aus Deutschland zustellen musste: Der Mann hatte ein kleines Lebensmittelgeschäft „Hans Deli“. Mein Vater gab ihm die Zeitung und sie begannen sich zu unterhalten. Der Mann sagte, er vermisse Deutschland sehr, dort habe man mit den Juden aufgeräumt, nicht so wie in den USA. Mein Vater wurde so zornig, dass er begann, sich mit dem Mann zu prügeln. Ein anderes Mal begegneten wir in der Nähe der Synagoge einem Ehepaar, das sich darüber mokierte, dass die Gegend jetzt auch schon jüdisch werde. Mein Vater brüllte sie an, dass das eine ganz und gar amerikanische Gegend sei und sie sollten gefälligst verschwinden. Später verfolgten wir dann natürlich den Eichmann-Prozess, der mich sehr beeindruckt hat. An der Universität habe ich mich sehr in die Nürnberger-Kriegsverbrecher-Prozesse vertieft, vor allem die Kreuzverhöre. Vielleicht hat mich das geprägt. Als ich gefragt wurde beim OSI mitzuarbeiten, habe ich mit großer Begeisterung angenommen. Insgesamt habe ich dann mehr als 1000 Fälle untersucht und 100 davon auch überführt.

NU: Waldheim war sicher der spektakulärste, im April ist es 20 Jahre her, woran werden Sie sich immer erinnern?

Sher: Was mich erschreckt hat, war, wie ich in Österreich aufgenommen worden bin. Ich war zu einer Persona non grata geworden. Als ich in Wien war, haben Leute auf der Straße vor mir ausgespuckt. Die größte Überraschung stellte für mich Simon Wiesenthal dar, er rief mich beinahe täglich an und flehte uns an, dass wir nichts gegen Waldheim unternehmen sollten. Er wollte danach nie wieder mit mir sprechen. Aber ich sage Ihnen etwas: Die Waldheim-Sache hatte auch ihr Gutes. Die Watchlist-Entscheidung hat sehr viel beeinflusst. Erst danach hat man sich getraut, auch so große Bereiche wie die Schweizer Banken oder die deutsche Industrie anzugreifen, und das hat letztendlich zu Übereinkommen geführt, die sehr wichtig waren.

Neal Sher war von 1983 bis 1994 Direktor des Office of Special Investigations (OSI), jener Abteilung des US-Justizministeriums, die für die Ermittlungen gegen ehemalige Nationalsozialisten zuständig war, danach Direktor von AIPAC, einer großen Pro-Israel-Lobbying-Organisation in den USA. Von seinem Posten als Stabschef im Washingtoner Büro der internationalen Kommission, die sich mit Versicherungsansprüchen von Nazi-Opfern beschäftigt, wurde er 2002 enthoben. Ihm wurde vorgeworfen, unerlaubt Reisekosten aus dem Geld des Restitutionsgremiums genommen haben. Sher erhielt in Washington für fünf Jahre Berufsverbot als Anwalt. Mittlerweile lebt und arbeitet er als Anwalt in New York.

Gusenbauers Geschichtsprogramm

Wie geht die Große Koalition mit dem historischen Erbe Österreichs um? Welche Museumsprojekte will sie vorantreiben? Das Regierungsprogramm gibt darauf wenig Antworten, die Prioritäten liegen eindeutig woanders. Versuch einer Bestandsaufnahme.

VON BARBARA TÓTH

Im Regierungsprogramm wird an genau drei Stellen auf historische Großprojekte eingegangen, ein eigenes Kapitel zu diesem Thema fehlt. Ausdrücklich erwähnt sind das Langzeitprojekt Haus der Geschichte, ein (bis dato öffentlich nicht bekanntes) Habsburgermuseum in Schloss Schönbrunn sowie ein Museumsprojekt, das die Zeit vom Kalten Krieg bis zum Fall des Eisernen Vorhangs abdecken soll.

Sollte die Regierung Gusenbauer I vier Jahre lang durchhalten, kommen noch zwei historisch gewichtige Jubiläen auf sie zu: 2008 gedenkt das offizielle Österreich nicht nur 90 Jahre Gründung der Ersten Republik (1918), sondern auch 70 Jahre Anschluss an Nazi-Deutschland im Jahr 1938. 2008 jährt sich auch das europaweit als Schlüsseljahr und gesellschaftspolitische Chiffre gesehene 1968er Jahr.

2009 schließlich wird auch der Fall des Eisernen Vorhangs zum zwanzigsten Mal gefeiert werden – auch das ein Ereignis, das Österreich im Besonderen betrifft, aber auch europaweit Anlass für Rückblicke und Bestandsaufnahmen bieten wird.

Im Folgenden die Passagen aus dem Regierungsprogramm im Original, inklusive einer kurzen Bewertung.

Haus der Geschichte

Im Unterkapitel „Verantwortungsbewusster Umgang mit der Vergangenheit“ findet sich im rot-schwarzen Regierungsprogramm folgender knapper Satz: „Ausgehend von der von der Arbeitsgruppe vorgelegten Roadmap zur Errichtung eines Hauses der Geschichte soll im zweiten Quartal 2007 ein detailliertes Konzept erstellt werden.“ Das zweite Quartal hat bereits begonnen, das detaillierte Konzept gibt es noch nicht.

Die Vorgeschichte zum „Haus der Geschichte“ ist eine lange. In der letzten Regierung wurde eine Art Historikerkommission im Bildungsministerin von Ex-Ministerin Elisabeth Gehrer angesiedelt. In ihr fand sich kein einziger Vertreter eines zeitgeschichtlichen Universitätsinstituts – und, nebenbei bemerkt, auch keine Frau. Dafür war die Spitze des Weisengremiums – zwei Herren sind in wohlverdienter Pension – fein säuberlich nach dem Schwarz-Rot-Schema besetzt. Die zentralen Gedankenjahr-Ausstellungen – „Österreich ist frei“ aus der Schallaburg (eher schwarz) und „Das neue Österreich“ aus dem Belvedere (eher rot) – sollten den Grundstock des neuen Museumshauses bilden.

Obwohl einige Historiker, die ihr zugerechnet werden können, in die Kommission entsendet wurden, hat die SPÖ das Vorhaben der schwarz-blauen Regierung stets eifersüchtig beäugt – offenbar in Sorge, die damalige Kanzlerpartei werde nun „ihre“ Version der Geschichte durchsetzen. Leon Zelmans Wunsch, das Haus der Geschichte im Palais Epstein anzusiedeln und zu einem Gedenkort an die Nazi-Verbrechen zu machen, war jedenfalls nicht mehr Teil des Konzepts. Ex-Kanzler Wolfgang Schüssel schwebte eher ein Neubau in der Nähe des Zwanzgerhauses vor oder ein Umbau des Künstlerhauses.

Die Frage des Status quo des Projekts ist schwer zu beantworten, offiziell will niemand dazu etwas sagen. Dem Vernehmen nach arbeitet man im nun rot besetzen Kulturministerium an einer „eleganten“ Lösung.

Das Palais Epstein: Hier sollte das „Haus der Geschichte“ hin, heute arbeiten dort Parlamentarier

Sprich: Die von Gehrer eingesetzte Historikergruppe soll in Ehren verabschiedet und das Haus der Geschichte sozusagen neu gestartet werden. Hilfreich aus Sicht der SPÖ ist sicher, dass mit Parlamentspräsidentin Barbara Prammer nun eine Genossin das Sagen über das Palais Epstein hat. Auch Bundespräsident Heinz Fischer liegt das neue Museum sehr am Herzen. Ihm schwebt ein „Haus der Zeitgeschichte“ vor, das im 20. Jahrhundert beginnt. Gut möglich, dass der Präsident die Schirmherrschaft über das Museum übernimmt. In einem Gespräch mit dem Standard meinte er einmal dazu: „Man sollte ganz deutlich demonstrieren und sicherstellen, dass es als absolut überparteiliches und objektives Projekt geplant ist – unabhängig von Legislaturperioden und Regierungen. Es hat mehrere Projekte in letzter Zeit gegeben, bei denen es außer Streit stand, dass sie überparteilich und objektiv sind: Historikerkommission, Nationalfonds für NS-Opfer, Entschädigungsfonds für Zwangsarbeiter. Inhaltlich ist das nicht vergleichbar, aber bei einem Haus der Zeitgeschichte muss in gleicher Form und Weise dokumentiert sein, dass es kein Parteiprojekt, sondern ein Republiksprojekt ist.“

Habsburgermuseum:

Dieses findet sich im Regierungsprogramm bezeichnenderweise unter dem Punkt „Tourismus- und Freizeitwirtschaft“. Wörtlich heißt es dort (unter anderem neben einem Schutzhüttenprogramm): „Als Initiative für den Kulturtourismus ist die Schaffung eines Museums über die Geschichte der Habsburger im Schloss Schönbrunn vorgesehen (‚Imperial Austria‘).“ Zuständig für dieses Projekt ist Wirtschaftsminister Martin Bartenstein (ÖVP). Im Ministerium wird derzeit an einem Konzept gearbeitet, heißt es auf NU-Anfrage, mehr könne man dazu noch nicht sagen. Ebenfalls unklar scheint zu sein, wie die Finanzierung zwischen Republik und der privatisierten Schönbrunn-Betriebsgesellschaft aufgeteilt wird. Auch die Hofburg wird als Standort in Erwägung gezogen. „Imperial Austria“ existiert jedenfalls schon als Dachmarke im Internet. Sie bündelt den Marketingauftritt von Schloss Schönbrunn, Hofburg, Schloss Hof und Hofmobiliendepot.

Museum des Kalten Krieges

„Im Sinne einer modernen zeithistorischen Aufarbeitung der jüngeren österreichischen Geschichte wird ein Projekt zur musealen/wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Kalten Krieg bis zum Fall des Eisernen Vorhanges entwickelt unter besonderer Berücksichtigung des europäischen Kontexts“, heißt es im Regierungsprogramm. Zuständig dafür nicht, wie man vielleicht glauben könnte, das Kultur- oder Wissenschaftsministerium, sondern Verteidigungsminister Norbert Darabos (SPÖ). Sein Ressort leistet sich nämlich ein eigenes Museum, das Heeresgeschichtliche Museum (HGM). Und dort soll dieses Kalte-Krieg-Projekt auch entstehen. Wie es genau ausschauen wird, darüber kann im Ministerium noch niemand Auskunft geben. „Zu früh“, heißt es auf NU-Anfrage. Das Museumsprojekt habe nicht höchste Priorität. Manfried Rauchensteiner, lange Jahre Direktor des HGM, ist skeptisch: „Das HGM hat keine zusätzlichen Budgetmittel, keine Baumittel, ich sehe nicht, wo so etwas entstehen könnte.“

„Das war die schwerste Zeit meines Lebens“

Leon Zelman über seine neue Hoffnungen für ein „Haus der Geschichte“ unter einem sozialdemokratischen Kanzler, FPÖ-Chef Heinz-Christian Straches Bilderkrampf und die Zukunft seines Jewish Welcome Service.

VON PETER MENASSE UND BARBARA TÓTH

FOTOS VON JACQUELINE GODANY

NU: Herr Zelman, wir haben eine neue Regierung, wir haben eine neue Parlamentspräsidentin – was ändert das für Ihr Projekt eines „Hauses der Geschichte“ im Palais Epstein?

Leon Zelman: Ich war mit Herrn Andreas Khol so weit, dass das Palais Epstein eine Ausstellung über das jüdische Leben in Wien bekommen hat. Das Problem war, dass die mittleren Säle nicht als Büro zu verwenden sind, weil sie denkmalgeschützt sind. Dort wäre ein idealer Ort für die Ausstellung gewesen. Aber Herr Khol war, wie soll ich das sagen, nicht mit dem Herzen bei diesem Projekt. Er hat mich zwar umarmt, ich habe gekämpft und diskutiert mit ihm – aber es war da nichts zu machen. Mit seiner Nachfolgerin Barbara Prammer können wir, glaube ich, neu beginnen. Sie ist begeistert.

NU: Im Regierungsübereinkommen ist von einem „Haus der Geschichte“ keine Rede, dafür sind zwei historische Großprojekte erwähnt: ein Habsburger-Museum im Schloss Schönbrunn und ein Museum für die Zeit des Kalten Krieges bis 1989. Was halten Sie davon?

Leon Zelman: Überhaupt nichts. Das „Haus der Geschichte“ hingegen, das Palais Epstein steht für den langen Weg der Wiener Juden zu gleichen Rechten. Es ist ist Symbol für den Aufstieg des Wiener Judentums ins Großbürgertum und in die Aristokratie. Viele jüdische Familien waren maßgeblich am wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beteiligt. Das muss man erzählen, das ist ein wesentlicher Teil unserer Geschichte, der Geschichte dieser Stadt. Ich werde die Menschen nicht lebendig machen, aber wir müssen erreichen, dass das, was uns hinterlassen worden ist, lebendig bleibt. Das ist auch ein Problem mit mir und der jüdischen Gemeinde.

NU: Wo genau liegt das Problem?

Leon Zelman: Viele Freunde in der Kultusgemeinde habe ich nicht. Sie haben sogar einen Brief geschrieben, in dem sie sich gegen das Projekt Epstein aussprechen. Auch Ariel Muzicant war nicht dafür. Er hat einfach einen anderen Horizont, der entspricht nicht meiner Welt. Mir ist die Jugend besonders wichtig: Der Jugend muss vermittelt werden, wie der Nationalsozialismus begonnen hat.

NU: Wenn Sie sagen, wir müssen verstehen, wie es angefangen hat: Wie erging es Ihnen dann, wenn Sie die Debatte über die Bilder von Wehrsportübungen von FPÖ-Chef Heinz Christian Strache verfolgten? Ist es nicht so eine Art Anfang?

Leon Zelman: Ja.

NU: Was müsste man da jetzt machen?

Leon Zelman: Auschwitz war nicht der Beginn, Auschwitz war das Ende. Daher kann ich nicht genug betonen, wie wichtig mir die Bildungs- und Informationsarbeit, die wir auch seit Jahren machen, ist. Ich selbst war ja in vielen Schulen und gehe auch noch heute dorthin. Ich meine, wir haben eine gute Jugend hier im Land. Das Problem ist oft, dass die Lehrer, die sie unterrichten, ihre Eltern und Großeltern nicht zur Rede stellen konnten oder wollten. Wenn ich den Kindern von Auschwitz erzähle, sehe ich Tränen in ihren Augen. Ich bekomme Briefe, in denen ich gefragt werde, wie ich mit dieser Erinnerung leben kann? Es ist meine moralische Verpflichtung und deshalb höre ich nicht auf, darüber zu sprechen.

NU: Nach 1945 gab es zwei Lebenseinstellungen unter Juden: Die einen haben gesagt, in dem Land kann man nicht mehr leben. Und die anderen sind hergekommen und haben eine Aufgabe übernommen, so wie Sie. Im Rückblick: Haben Sie sich richtig entschieden?

Leon Zelman: Ja. Ich bin nicht nur überzeugt davon, ich bin stolz darauf. Wenn ich heute auf der Straße gehe und mich zwei junge Leute, ein Mann und eine Dame, grüßen und ich nicht weiß, wie ich antworten soll, und dann sagen sie zu mir: „Herr Doktor Zelman, sie waren bei uns in Floridsdorf in der Schule. Ich bin der Lehrer gewesen, meine Frau ist auch Lehrerin. Wir denken jeden Tag im Jahr daran, wie Sie damals zu den jungen Leuten gesprochen haben …“.

NU: Aber wenn dann eben Fotos wie jene Straches auftauchen, fragen Sie sich da nicht manchmal, ob Ihre Arbeit nicht gereicht hat?

Leon Zelman: Nein. Solche Dinge passieren nicht wegen Kindern oder Lehrern, sondern wegen der Regierung und wegen jenen Verantwortlichen, die geschwiegen haben. Nach dem Krieg war das ja üblich.

NU: Das heißt, Sie haben nie gezweifelt, auch nicht in der Waldheim-Zeit?

Leon Zelman: Das war die schwerste Zeit meines Lebens!

NU: Sie dachten sich nie: Verdammt noch mal, in dem Land kann man nicht?

Leon Zelman: Nein. Ich bin rausgekommen 1945, ich war genau 17 Jahre alt. Mit einem Freund habe ich dann später 1946 in Wien in einem Heimkehrer-Haus ein Zimmer mit einem Bett bekommen. Ich habe in der Badewanne geschlafen und das Bett hab ich meinem Freund überlassen, weil er lungenkrank war. Ich habe die Matura gemacht. Ich habe begonnen zu studieren. Ich wollte begreifen, nachdem ich sechs Jahre ausgeschlossen von der Welt war. Ich habe begonnen, mir ein Leben zu gestalten, in dem ich begreifen und verstehen will, wie das alles geschehen konnte.

NU: Aber warum sagen Sie dann, dass Waldheim die schwerste Zeit Ihres Lebens war?

Leon Zelman: Weil ich enttäuscht war, dass dieses Land nicht im Stande war zu begreifen, dass ein Mann wie Waldheim lügt. Und dass es das Land selbst betrifft. Gleichzeitig war ich nicht enttäuscht, weil die Jugend mobilisiert war. Das war mir das Wichtigste.

NU: Sie haben ja damals mitgeholfen, dass die Waldheim-Affäre an das Licht der Öffentlichkeit kommt. Sie haben den Jüdischen Weltkongress informiert?

Leon Zelman: Ich habe damals gehört, dass es in Waldheims Vergangenheit dunkle Flecken gibt. Wir haben begonnen zu recherchieren und haben Dokumente gefunden, die bewiesen haben, dass er am Balkan war und dass er wissen musste, was um ihn herum geschah. Der Journalist Ari Rath war gerade in Wien zu Besuch. Gerold Christian, der Sprecher von Waldheim, hat mich ein paar Mal angerufen und gefragt: „Was können wir tun?“ Darauf habe ich ihm geantwortet: „Gerold, er muss drei Worte sagen: ‚Ich war dabei.‘“ Waldheim wollte mit mir sprechen, und ich meinte, nein, es ist besser, wenn er mit jemand anderem spricht, und habe Ari Rath angerufen. Wir haben uns alle getroffen und Waldheim ist reingekommen und hat gesagt: „Wie kann ich das Rad zurückdrehen?“ Rath meinte: „Sie waren doch dabei!“ „Sie sollten darüber reden.“ Ich bin weggegangen mit der Überzeugung, dass Waldheim bei seiner Neujahrsansprache im Fernsehen deutlichere Worte finden wird. Ich habe meine Freunde in Israel angerufen und ihnen gesagt, dass sie schweigen sollen. Ich war bitter enttäuscht, als er dann wieder nicht die richtigen Worte gefunden hat. Ich wollte dieses Land zu etwas machen, ich träume noch heute davon, dass kein Mensch zu mir sagt: „Wie kannst Du nur hier leben?“

NU: Hören Sie diesen Satz noch oft: „Wie kannst Du dort nur leben?“

Leon Zelman: Es sind die Kinder und Enkelkinder der Überlebenden, die jungen Leute, die fragen: Wie kann man nur in diesem Land leben? Es sind weniger die, die 1938 vertrieben wurden. Die alten Leute kommen nach Wien und erinnern sich an das Theater in der Josefstadt, an den Besuch im Stadttempel, daran, wie sie mit ihrer Mutter oder ihrem Vater da und dort hingegangen sind.

NU: Es ist Ihnen gut gelungen, Juden, die im Ausland leben, nach Wien zu bringen?

Leon Zelman: Die alten ja, bei den jungen haben wir sicher noch nicht alle erreicht. Obwohl unsere Gäste meist von ihren Kindern und Enkelkindern begleitet werden.

NU: Meine These ist: Wenn die Juden im Ausland leben, sind sie nette Juden, die man sich einmal für eine Kaffeejause mit dem Leon holt …

Leon Zelman: Das ist ein Irrtum. Ich sage bei jeder Gelegenheit den Juden, die hier in Wien leben, sie sollen auch mitkommen. Ich muss nur eine Sache sagen: Die Art, wie man die Wiedergutmachung erkauft hat, ärgert mich. Das ist gestohlen worden, das ist keine Wiedergutmachung.

NU: Jetzt gebe ich Ihnen ein Beispiel: Mein Vater, der vor 2 Jahren gestorben ist, wurde zwar immer von den Engländern in die Botschaft zum Veterans Day eingeladen, weil er ein englischer Soldat war. Von den Österreichern wurde er aber nie von irgendwem eingeladen.

Leon Zelman: Nein, aber ich mache es doch. Für diesbezügliche Versäumnisse der Republik Österreich fühle gerade ich mich wirklich nicht zuständig.

NU: Wie kann man sich das Jewish Welcome Service in 10, 15, 20 Jahren vorstellen?

Leon Zelman: Ja, da mache ich mir auch Gedanken. Wie lange ich das persönlich machen kann, weiß ich nicht, aber die Pläne sind da.

NU: Haben Sie das Gefühl, dass das Bewusstsein in der Stadt inzwischen so groß ist, dass das Jewish Welcome Service auch ohne Sie weiterleben wird?

Leon Zelman: Ich mache das ja nicht allein. Ich habe hinter mir seit Jahren ein gut eingespieltes Team. Meine engste Mitarbeiterin seit 10 Jahren ist so engagiert und ihr traue ich es zu, die Arbeit in meinem Sinn fortzusetzen. Sie ist keine Jüdin, aber ich habe sie ausgewählt.

„Viele Freunde in der Kultusgemeinde habe ich nicht.“

Streit um arisierte Heiligenbilder

Der Industrielle Richard Neumann musste 1938 fliehen, seine Kunstsammlung wurde arisiert. Enkel Thomas Selldorff fordert nun von der Stadt Krems zwei Bilder zurück. Diese weigert sich – und lässt ein Gutachten anfertigen.

VON KATJA SINDEMANN

Dezember 06 hat der Streit Eingang in die Regionalmedien gefunden. Der Amerikaner Thomas Selldorff fordert von der Stadt Krems zwei Bilder zurück, die früher im Besitz seines Großvaters Richard Neumann waren. Konkret handelt es sich um zwei Heiligendarstellungen des Barockmalers Martin Johann Schmidt, genannt Kremser Schmidt: den Heiligen Florian und den Heiligen Nepomuk. Doch die Stadt weigert sich, die Gemälde dem Neumann-Enkel zurückzugeben. Mit dem Argument, sie sei nicht berechtigt, den Besitz der Stadt einfach zu verschenken. Damit würde sie sich eine Rüge des Rechnungshofes zuziehen. Und sie beruft sich auf den Bericht des Restitutionsbeirates vom 16.3.2005, in dem die Rückgabe von Neumann-Kunstwerken nicht empfohlen wird. Doch so einfach ist die Sache nicht. In Wahrheit ist die Rechtslage ziemlich verzwickt.

Der Vorgeschichte erster Teil

1998 hatte Bürgermeister Franz Hölzl den Auftrag gegeben, die Bestände der Kremser Museen auf bedenkliche Erwerbsvorgänge in den Jahren 1938 bis 45 zu prüfen. Man stieß auf besagte Heiligenbilder: Sie waren 1938 von der „Sammelstelle der Beschlagnahme jüdischen Kunstbesitzes“ bzw. über das Kunsthistorische Museum (KHM) an die Stadt Krems geleitet worden. Die Stadtväter nahmen Kontakt zum KHM, dem Bundesdenkmalamt und zur Kommission für Provenienzforschung auf. Die Antwort: Man müsse erst die Unterlagen prüfen. Und: Rechtsnachfolger müssten gefunden werden. 2001 schrieb die Stadtgemeinde auf ihrer Homepage, dass sie die Rechtsnachfolger jüdischer Familien suche, um die Bilder zurückzugeben. 2002 meldete sich der Anwalt Dr. Alfred Noll und nannte den in Boston lebenden Thomas Selldorff, Enkel von Dr. Richard Neumann, als anspruchsberechtigten Erben. Doch vorerst wartete man auf den Abschlussbericht der Kommission für Provenienzforschung. Dieser lag im März 2005 vor und fand bis Mai 2006 seinen Weg nach Krems. Nun wandelte sich die Position des Bürgermeisters, des Vizebürgermeisters und des Kulturamtsleiters Franz Schönfellner. Dieser schrieb im Dezember 2006 kurz und bündig an Noll: „Aufgrund der vorliegenden Stellungnahme der Kommission bestehen keine Rückforderungsansprüche hinsichtlich der beiden Objekte.“ Doch damit wollten sich weder Noll noch Selldorff zufriedengeben. Für Selldorff ist die Rückgabe der Bilder eine emotionale Frage: „Die Liebe meines Großvaters und sein Wissen über Kunst und Philosophie waren eine große Inspiration für mich und in weiterer Folge für meine Kinder. Mein Großvater, meine Großmutter und meine Mutter flohen nach Kuba, wo mein Großvater ein bedeutender Kunstdozent wurde und 1943 das „National Institute of Art“ in Havanna gründete, welches von der UNESCO anerkannt wurde.“ Der Industrielle Richard Neumann war in Wien ein eifriger Kunstsammler gewesen, der über eine umfangreiche Sammlung verfügt hatte. Selldorff: „Ich möchte die Bilder zurückhaben, um das Andenken an ihn zu ehren. Und um das Familienerbe an meine Kinder weiterzureichen.“ Der noch in Wien geborene Tom Selldorff war vor einigen Jahren mit Frau und Tochter in Wien und Krems gewesen: „Man hat uns sehr höflich die Bilder gezeigt. Für mich war es eine emotionale Erfahrung, auf diese Art mit meinem Großvater verbunden zu sein.“ Unterstützung erhält Selldorff vom Leiter der Kommission für Provenienzforschung, Werner Fürnsinn. Er betont: „Die Kommission ist nur für Kunstgegenstände zuständig, die im Besitz des Bundes sind. Die Entscheidung über die Rückgabe der beiden Kremser Schmidt ist ausschließlich Sache der Gemeinde Krems, für die es keine gesetzlichen Verpflichtungen gibt.“ Die Empfehlung des Beirates vom 16.3.2005 hätte andere Neumann-Kunstwerke betroffen, und sei daher für die Entscheidung in Krems nicht verbindlich. Doch bei einer Sitzung des Kulturausschusses im Jänner 07 bekräftigte die Stadt ihre Position: Richard Neumann habe 1952 auf seine Rückforderungsansprüche verzichtet. Diese Erklärung bezog sich auch auf andere offizielle Stellen, die Kunstgegenstände aus der Sammlung Neumann übernommen hätten. Soll heißen: auf die Stadt Krems. Vizebürgermeister Wolfgang Derler: „Die Stadt ist daran interessiert, angemessen und rechtskonform zu handeln. Selbstverständlich verurteilen wir die Methoden der NS-Zeit zutiefst. In diesem Fall fehlt nach unserem Verständnis die rechtliche Grundlage für eine Rückgabe.“ Werner Fürnsinn widerspricht: „1952 ist ein Kuhhandel abgeschlossen worden, weil für einige Kunstgegenstände ein Ausfuhrverbot bestand. Neumann hat auf Kunstgegenstände verzichtet, um andere rausholen zu können.“ Was geschah damals wirklich?

Thomas Selldorff und das Bild des Barockmalers Martin Johann Schmidt, genannt Kremser Schmidt, das die Stadt nicht zurückgeben will: der Heilige Florian

Der Vorgeschichte zweiter Teil

Schon der Beginn des Beiratbeschlusses macht klar, dass es ausschließlich um Neumann-Werke geht, die sich im KHM – und damit im Bundesbesitz – befinden (zwei Altarflügel, zwei Bilder, zwei Statuetten). Dann zeichnet der Bescheid den historischen Verlauf nach. Richard Neumann floh 1938 mit seiner Familie in die Schweiz. Im Juli wurden bei der Anmeldung jüdischen Vermögens seine Kunstwerke inventarisiert. Am 3.10. stellte die BH Döbling die Kunstgegenstände sicher und übergab sie dem KHM. Die zwei Heiligenbilder von Martin Johann Schmidt wurden – wohl aufgrund ihrer regionalgeschichtlichen Bedeutung – an die Stadt Krems weitergereicht. Tochter Dora Selldorff verhandelte daraufhin mit dem KHM über den Verkauf der Bilder: 18.000 Reichsmark für die Altarflügel von Martin van Heemskerck, 3.000 Reichsmark für zwei weitere Bilder. Dafür bekam sie im Gegenzug ein Gemälde von Pieter Lastman zurück. Nach 1945 bemühte sich Neumann um die Restitution der Altarflügel. Die Rückstellungsoberkommission war bereit, sie Neumann für 18.000 Schilling zurückzugeben. Aber das Bundesdenkmalamt erließ ein Ausfuhrverbot: „Derart qualitätsvolle Bildnisse von Heemskerck seien in Österreich sonst nicht vorhanden.“ Nun folgte am 6.9.1952 die Schlüsselszene: Neumann erklärte sich bereit, die Altarflügel dem KHM zu überlassen – gegen einen geringen Betrag und die Übergabe von im Ausland verwertbaren Objekten. Und: Er sei bereit, „auf seine Rückforderungsansprüche hinsichtlich aller sonstigen dem KHM oder anderen offiziellen Stellen übergebenen oder von diesen übernommenen Kunstgegenständen aller Art aus seinem seinerzeitigen Besitz zu verzichten.“ Das ist die Stelle, auf die sich die Stadt Krems beruft („1952 hat kein Zwang mehr bestanden“) und die Werner Fürnsinn als Kuhhandel bezeichnet.

Neumann erhielt 3.000 Schilling und ein anderes Bild (Heilige Anna Selbdritt) zurück. Gleichzeitig verzichtete er auf die Altarflügel, Bilder und Statuetten, die in den Besitz des Bundes übergingen. Ein Versuch von Neumanns Witwe 1966, die Kunstwerke zurückzuerhalten, scheiterte. Der Beirat hält fest, dass der Verkauf von 1938 nichtig war. Aber auch, dass „die Werke nicht Gegenstand einer Rückgabe nach dem Bundesgesetz 1998 sein sollen, weil sie mit Wissen und Willen des früher Berechtigten ins Eigentum des Bundes gelangt sind.“ Das Ausfuhrverbot sei sachlich begründet gewesen, der Bund habe die Gemälde 1952 durch ein angemessenes Entgelt erworben.

Streit geht in die nächste Runde

Auf diese Argumentation beruft sich die Stadt Krems bisher. Selldorff-Anwalt Noll hält dagegen: „Aus den Unterlagen geht hervor, dass die beiden Heiligenbilder Krems vor 1945 ‚zugewiesen‘ wurden, dass sich die Stadt ‚höchst entzückt‘ zeigte und dass 2.000 Reichsmark auf ein Sperrkonto bezahlt wurden. Dieser Betrag ist der Familie Neumann niemals zugekommen. Dieser Kauf begründete eine Entziehung im Sinne des § 2 Abs. 1 des 3. Rückstellungsgesetzes.“ Die Stadt Krems hat nun einen Provenienzforscher eines zeitgenössischen österreichischen Museums mit einer Expertise beauftragt. Diese soll demnächst vorliegen. Noll hingegen droht mit einer Selldorff-Klage in den USA. Und Werner Fürnsinn verweist auf das Beispiel der Stadtgemeinde Lienz, die ohne gesetzliche Verpflichtung per Gemeinderatsbeschluss die Restitution eines Bildes beschlossen hat.

Professor im Wunderland

NU traf den wissenschaftlichen Schirmherr der „Eliteuniversität“ in Gugging, Haim Harari. Der ehemalige Präsident des Weizmann Instituts erklärt, warum er dem Projekt eine große Zukunft gibt und wie schnell er zum Kanzlerberater wurde.

VON RAINER NOWAK UND CHRISTIAN THONKE

FOTO VON LUKAS BECK

Haim Harari, Physiker von Weltruf und Ex-Präsident des Weizmann Instituts, ist es gewöhnt, Fragen über den kleinen niederösterreichischen Ort Gugging zu beantworten. Der Hochenergie-Forscher, der 1940 in Jerusalem geboren wurde, bestellt sich also eine Melange und blickt neugierig auf die NU-Reporter. Ob er denn gleich ja gesagt habe, als er von der Industriellen-Vereinigung gefragt wurde, ob er das Projekt Elite-Uni in Österreich retten könne? Was sagt er zu dem umstrittenen Standort? Wann kommen die ersten Forscher? Und: Warum hat er Alfred Gusenbauer eigentlich geraten, die Studiengebühren mittels Sozialarbeit abzufedern?

Der Professor nimmt den Kaffeelöffel aus seiner Melange und überlegt. Begonnen hatte alles mit seiner Bekanntschaft zu dem Innsbrucker Physiker Anton Zeilinger, dem geistigen Vater des Projekts Elite-Uni. „Zeilinger hat zwölf Wissenschaftler aus der ganzen Welt an einen Tisch gebracht und wir haben das Projekt diskutiert. Raus gekommen ist ein einseitiges Konzept: Wir haben es die Zehn Gebote für das neue Institut genannt“, lacht er.

Seit dieser Sitzung im Jahr 2004 ist viel geschehen und Ende 2005, als die Wogen in Österreich um das neue Spitzeninstitut gerade besonders hochgingen, bekam Harari wieder einen Anruf aus Österreich. Diesmal war Claus Raidl, der Chef des Stahlkonzerns Böhler-Uddeholm, am Apparat. Ob er denn das Projekt noch retten könne? „Das wäre möglich“, hat der Professor aus Israel geantwortet, „aber nur, wenn ab jetzt unabhängige Experten aus dem Ausland die Leitung übertragen bekommen.“ Am Ende beugte sich die Politik dem Rat des Wissenschaftlers und er bekam, gemeinsam mit Olaf Kübler von der ETH Zürich und Hubert Markl von der Max-Plank-Gesellschaft, das Pouvoir, Spitzenforschung in Österreich zu gestalten.

Die Standortfrage war damals freilich bereits politisch beschlossen. Niederösterreichs mächtiger Landeshauptmann hatte sich mit Hilfe seiner Parteifreunde in der damaligen schwarz-blauen Bundesregierung gegen das rote Wien durchgesetzt. „Was den Standort betrifft, so hatte ich am Anfang eine klare Vorstellung: Man nehme eine Landkarte von Wien und Niederösterreich, zeichne eine Linie vom Stephansplatz zum Flughafen. Dort, wo diese Linie die Grenze zwischen Wien und Niederösterreich kreuzt, sollte das neue Institut entstehen – direkt an der Stadtgrenze. So wäre das Institut nahe genug am Flughafen und nahe genug an der Innenstadt und hätte die Förderungen zweier Bundesländer bekommen.“ Nachdenkliches Schweigen. „Ein Witz, natürlich“, schließt Harari schmunzelnd. So wie er ganz am Anfang dafür war, das Institut SNOW zu nennen. „Erstens weil das Wort „Schnee“ natürlich gut zum alpinen Österreich passt und zweitens weil das eine Abkürzung für „Science Niederösterreich Wien“ gewesen wäre. Das hat aber niemand ernst genommen.“

Jetzt ist Harari mit dem Standort Gugging zufrieden, obwohl der Ort aus Sicht des Flughafens „auf der falschen Seite der Stadt“ liegt. Die Möglichkeiten des Campus selbst seien aber exzellent. „Es ist schön dort. Es gibt genügend Land, um weiter zu expandieren, und gute Gebäude, um eine hervorragende Infrastruktur zu schaffen.“

Weniger glücklich ist der Physiker mit den Wörtern „Elite“ und „Exzellenz-Institut“, die Politiker so gerne in den Mund nehmen, wenn sie über das Institute for Science and Technology Austria reden. „Ich war immer der Meinung, dass man sich selbst erst ‚Elite-Institut‘ nennen sollte, wenn man bewiesen hat, dass man wirklich gut ist.“

Dass das IST Austria wirklich gut wird, daran glaubt Harari. „Jede Woche bekomme ich E-Mails von renommierten Forschern, die ich nicht kenne und mit deren Forschungsgebieten ich nie zu tun hatte. Sie fragen mich nach den Möglichkeiten von IST Austria. Das heißt nicht, dass sie sich bewerben – aber sie zeigen Interesse“, berichtet er. Wesentlich für den Erfolg des Projekts seien die finanziellen Mittel und das Rekrutieren einer „kritischen Masse“ von Forschern. „Es geht darum, die besten Köpfe aus Fächern zu bekommen, die miteinander verbunden sind. Wir versuchen, ‚Cluster‘ zu schaffen. Ein Beispiel: Es gibt viele verschiedene Fächer, die sich mit der Erforschung des menschlichen Gehirns befassen. Biologen, Chemiker, Mediziner, Psychologen, Computer-Wissenschaftler etc. Wir wollen nicht entscheiden, welche Kompetenz der Wissenschaftler, der nach Gugging kommt, exakt haben muss. Wir wollen aber, dass der neue IST Austria-Forscher etwas in einen solchen Cluster einbringt.“

Neben Finanzierung und Cluster-Bildungen wird das Institut einen weiteren Vorteil haben: „Es ist keine Universität; wird daher frei von den rigiden Uni-Strukturen sein und dazu noch möglichst wenig Bürokratie haben.“ Wer soll also an das neue Institut kommen? „Ich denke, dass diese Angelegenheit vor allem für europäische Forscher interessant wird, wahrscheinlich auch für jene österreichischen Spitzen-Wissenschaftler, die sich zurzeit ihr Geld im Ausland verdienen.“

Harari misst den Erfolg des IST Austria an dem, was in zehn Jahren sein wird: 2017 sollen 500 Menschen in Gugging arbeiten. „Dann ist die kritische Masse erreicht, um internationale Spitzenforschung betreiben zu können. Alles andere wäre ein Misserfolg.“

Bislang gibt es allerdings nur einen vorläufigen Manager des IST Austria, der im März seine Arbeit aufnimmt. Beschäftigte Nummer zwei und drei werden die Assistenten oder Assistentinnen des Interims-Geschäftsführers sein. Wann die Beschäftigten mit den Nummern 4 aufwärts in Gugging ihre Tätigkeit aufnehmen, will der Professor nicht genau sagen. „Das werden wir sehen. Mir ist es lieber, die Leute werden sehr gründlich ausgesucht, das mag länger dauern, als man macht hier Schnellschüsse.“ Deadline gibt es also keine? Harari: „Die einzige Deadline ist der öffentliche Druck. Die Medien, die fragen: Wann? Wann? Wann? Ich sage immer, bitte seid noch geduldig.“ Aber auch ihm ist klar: „Das kann ich nicht ewig sagen.“

Generell sind ihm österreichische Medien mittlerweile ein bisschen suspekt geworden. Oder besser: das Zusammenspiel von Politik und Medien. Durch das fand sich Harari nämlich plötzlich als Freund Gusenbauers und Ideengeber für den heftig kritisierten Studenten-Dienst statt Studiengebühren in der Innenpolitik wieder. Harari hatte vor längerer Zeit bei einer Veranstaltung am Karl-Renner-Institut SP-Bildungssprecher Josef Broukal von einem israelischen Erfolgsmodell berichtet, das am Weizmann-Institut begann: Studenten konnten sich die Gebühren ersparen, so sie sozial benachteiligte Schüler betreuten, sei es mit spezifischer Nachhilfe oder auch einem Museumsbesuch. Broukal gefällt die Idee, er erzählte seinem Parteichef davon. Was folgte war ein Termin-Ansuchen von Gusenbauers Büro beim Physiker. Es kam zu einem Lunch im Wiener Restaurant Vestibül, man sprach lange über Gugging und kurz über die israelische Gebühren-Alternative, bevor Gusenbauer noch vor dem Dessert zum nächsten Termin weitereilte, wie sich Harari erinnert. Dass ihn ein Mitarbeiter Gusenbauers um eine schriftliche Unterlage für das Sozial-Modell fragte, wunderte ihn nicht wirklich, er hatte gerade eine auf seinem PC liegen, dass er danach nie wieder etwas hörte, war vielleicht ein bisschen sonderbar. Aber wirklich eigenartig wurde es dann erst als er via Zeitung erfuhr, dass er der Berater und Freund Gusenbauers sei. „Das geht schnell in Österreich“, so der Professor. Kein Wunder, dass er diese Geschichte streng von der Gugging-Entwicklung getrennt haben möchte. Dass aus dem Modell Israel in den ersten Wochen der neuen Regierung zudem in der öffentlichen Diskussion ein völlig anderer Ersatzdienst wurde – etwa ein allgemeiner Sozialdienst oder die ganz normale Vereinsmeierei – veranlasste Harari dann doch zu einer scharfen Anmerkung: Hilfsorganisationen und Profis im Sozialbereich so Konkurrenz machen zu wollen, sei schlicht „dumm“. Mittlerweile haben die zuständigen Minister Claudia Schmied und Johannes Hahn zurückgerudert und propagieren die pure ursprüngliche Idee. Weitere „österreichische“ Adaptionen sind dennoch zu erwarten. Und weitere potenzielle Ursachen für Harari, sich ein bisschen zu wundern.

Wundert sich über die österreichische Politik- und Medienlandschaft: Professor Harari.

Die Guten ins Töpfchen...

Eine Projektgruppe um den Wiener Psychiater Ernst Berger untersuchte den Zustand der Jugendfürsorge in den dreißiger Jahren. NU traf den Forscher und erkundigte sich bei ihm auch, wie sich dieKinder- und Jugendarbeit in den Jahrzehnten danach entwickelte.

VON HANNELORE MARIA ECKERSTORFER

Kinder- und Jugendpsychiatrie zählt zu den wichtigsten Indikatoren dafür, wie es um die Sozialpolitik eines Landes bestellt ist. Dies ergibt sich schon aus der Tatsache, dass sie von Natur aus janusköpfig ist. Sie kennt sowohl das unterstützende/helfende als auch das gesellschaftlich-kontrollierende Element. Beide gehören zu ihrem Selbstverständnis. Aber welches Element kommt wann (historisch) stärker zum Tragen?

Die Situation in den dreißiger Jahren wurde gerade erst von einer Projektgruppe um Ernst Berger, Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, aufgearbeitet. Die Ergebnisse wurden in einem Buch zusammengefasst. Es ist das erste zu diesem Thema, denn auch bei Aufarbeitung stehen Randgruppen am Rande.

Damals war Fürsorge (Kinder- und Jugendpsychiatrie) auch ein jüdisches Thema, denn 1938 war ein Drittel der Juden in Wien fürsorgebedürftig. Sehr rasch nach dem Einmarsch hatten die Nationalsozialisten Juden aus öffentlichen Einrichtungen ausgeschlossen. Dies führte natürlich in kürzester Zeit zu einer Überlastung der Fürsorgeeinrichtungen, die von der Israelitischen Kultusgemeinde unterhalten wurden.

Durch die Arbeit der Projektgruppe Bergers ist es gelungen, die Wege von Kindern und Jugendlichen durch die sozialen Zulieferinstanzen während des NS-Regimes nachzuzeichnen. Am Spiegelgrund gab es neben jener Institution, in die Menschen mit Behinderungen eingewiesen wurden, noch eine weitere Institution, „das Jugendfürsorgeheim“. Dorthin wurden die sogenannten „Asozialen“ gebracht. Jene Kinder und Jugendlichen wurden zwar nicht unmittelbar in die Tötungsmaschinerie des Nationalsozialismus eingeschleust, aber einige landeten doch in den Jugend-KZs in Ukermark oder Mohringen. Internen Widerstand gab es in den sozialen Einrichtungen kaum.

Ganz selten kam es vor, dass ein Kind nach unaufhörlichen Eingaben (meist Briefen) der Eltern oder eines Verwandten freigelassen wurde.

Wenig überraschend ist, dass auch im Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie nach 1945 personelle und inhaltliche Kontinuitäten weiterbestanden. Eine Reflexion über das Wirken von pädagogischen Anstalten und in der Folge auch sozialen Einrichtungen setzte erst nach der 1968er-Bewegung ein. In den 1970er und 1980er Jahren dominierte das helfende Moment in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Jemanden wegzusperren war nur als allerletzte Maßnahme denk- und durchführbar.

Doch Mitte der 1990er Jahre vollzieht sich erneut ein Wandel in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Durch repressives Regieren werden die unterstützenden Aspekte ausgeschaltet. Es findet ein Zurückkippen ins kontrollierende Element statt. In Wien stehen die Strukturen der offenen Fürsorge (= Begleitung) unter massivem Druck. Es wird wieder danach gefragt, wem geholfen werden soll und wem nicht. Dies nach ökonomischen Gesichtspunkten – bei wem lohnt es sich. Nach dem altbekannten Motto: Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen.

Es lässt sich also feststellen, dass es von politischen Entscheidungen abhängt, welches Element stärker zum Tragen kommt. Eine erneute Ausschaltung von Randgruppen (wie unter den Nazis) ist nicht ausgeschlossen und daher gilt es – im Wissen um die Vergangenheit – wachsam zu sein, wie hierzulande mit diesen Kindern und Jugendlichen umgegangen wird.

Ernst Berger
Verfolgte Kindheit
Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung (in Wien)
geb., 460 Seiten, Euro 39,–

Die historische Forschung der letzten Jahre hat den Blick für die Rolle der Psychiatrie bei der Tötung behinderter und psychisch kranker Menschen während der NS-Zeit geschärft. Damit wurde jedoch nur die „Spitze eines Eisbergs“ sichtbar gemacht. Diese Publikation zeigt, dass sich das System der „Vernichtungspsychiatrie“ auf ein weitverzweigtes Netz stützte, welches das gesamte Fürsorgewesen umfasste und in der Pädagogik der NS-Zeit wurzelte. Diese fußte ihrerseits in der Pädagogik des beginnenden 20. Jahrhunderts und wirkte nach 1945 noch jahrzehntelang nach.

Ein politischer Diskussionsabend mit nu

Foto: © Petra Spiola

Kulturministerin **Claudia Schmied** (SPÖ) und Umweltminister **Josef Pröll** (ÖVP) im Gespräch mit NU-Mitherausgeber und Kolumnist **Martin Engelberg** und NU-Chefredakteur **Peter Menasse.**

Foto: © Umweltministerium

Wie steht die neue Regierung zu den österreichischen Juden?
Was ist ihre Haltung zu Israel?
Wie will sie das Gedenken an Österreichs Vergangenheit lebendig halten?

Wann? Am 2. Mai 2007 um 20 Uhr. **Wo?** Im stadtTheater, Walfischgasse 4, 1010 Wien

Telefonische Anmeldungen bitte unter 01/ 512 42 00 (Montag bis Freitag von 10-17 Uhr) oder rund um die Uhr per e-mail an info@stadttheater.org.

Der Eintritt ist frei. Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

Ins stadtTheater zu Mendt, van Veen & Co

Das so beliebte **stadtTheater walfischgasse** in Wien hat größte Probleme. Immer mehr Größen der Theater- und Musikwelt wollen hier gastieren. Die Konsequenz: Die Auslese wird immer härter. Dafür erwartet das Publikum der beste Programm-Mix aller Zeiten. Übrigens in Verbindung mit Wiens wohl ambitioniertester Theater-Gastronomie, die auch für Catering-Einsätze immer beliebter wird. Es ist wohl die Größe, die programmatische, wie auch die Fassungskapazität, die jene besondere Wohlfühl-Atmosphäre des Hauses ausmachen. KünstlerInnen und BesucherInnen schwärmen und werden garantiert vom hingebungsvollen Frühjahrsprogramm verzückt sein. Bei Kartenpreisen von 19 bis 34 Euro (24 bis 39 bei van Veen). Beispiele gefällig?

Marianne Mendt Am **13. April** feiert die Austro-Jazz-Ikone mit ihrem musikalischen Salut an ihren Men(d)tor **Gerhard Bronner** Premiere. **„Stationen"** heißt das Programm für das stadtTheater und wird ein melodiöses, liebevolles Erinnern an Bronner. Das **Werner-Feldgrill-Quartett** begleitet Marianne Mendt. Weitere Termine **14., 18., 21. und 26. April** jeweils 20 Uhr.

Sabina Spielrein Schicksalstheater als Gastspiel aus Zürich. Das bewegende Leben der russisch-jüdischen Psychiaterin Sabina Spielrein und die Stationen ihres außergewöhnlichen Lebensweges zeichnet **Graziella Rossi** in diesem Stück nach. Im Hintergrund begleitet von Rossi Russious am Saxophon. Freud und Jung übernahmen Spielreins Ideen – die Nazis ihr das Leben. Premiere am **15. Mai**. Weitere Termine **17.,18., 19. und 20. Mai**. Fragen Sie auch nach dem walAbo mit 30 Prozent Rabatt!

Jüdisches Staatstheater Bukarest Im Rahmen des Festivals **„Sampling Bukarest"** gastiert das Jüdische Theater aus Bukarest am **8. Mai** mit dem **Musical** nach dem Briefroman von **Schalom Alechem** mit **„Roman eines Geschäftsmannes"** und am **10. Mai** mit **„Derjenige, der Watschen kriegt"** von **Leonid Andrejew** bei freiem Eintritt im stadtTheater. In Jiddisch mit deutschen Übertiteln. Zählkarten gibt es ab 10. April bei der Wiener Stadtinfo im Rathaus.

Herman van Veen **„Unter 4 Augen"** gastiert der herzerfrischende holländische Entertainer von Weltformat mit seiner singenden Gitarristin **Edith Leerkes ab 5. Juni** zwölf Abende lang im stadtTheater. Texte mit Tiefgang, Charakterfrische und voll intensiver Beobachtungsgabe erwarten das Publikum bei diesem Sensationsgastspiel. Herman van Veen singt über Kinder, die Liebe, Gott, Krieg und vieles mehr. Nachdenklich, aber hoffnungsfroh!

stadtTheater walfischgasse 01-5124200 www.stadttheater.org

stadtwal Theaterfisch gasse

Bann gegen Holocaust-Leugner

Eine Vergangenheit, die nicht vergehen will, wird gern geleugnet. Ein gemeinsames Merkmal der Rechtsextremen in Europa ist, dass von ihnen die historische Tatsache der Shoa, des von den Nazis an den Juden verübten Genozids, gern in Abrede gestellt wird. Im Europäischen Parlament haben die rechtsextremen Parteien erstmals Fraktionsstatus erlangt, was – neben finanziellen Zuwendungen europäischer Steuerzahler und parlamentarischer Infrastruktur – auch mehr Redezeit für ihre Vertreter bedeutet.

EINE ANALYSE VON MARGARETHA KOPEINIG

Das lässt Schlimmes befürchten, weshalb viele die Initiative der deutschen Justizministerin Brigitte Zypries (SPD) begrüßen, die Deutschlands EU-Vorsitz in diesem Halbjahr dafür nutzen will, die Leugnung des Holocausts und gravierender fremdenfeindlicher Vergehen, wie der Aufstachelung zum Rassenhass und rassistischer Gewalt, in den 27 Mitgliedsstaaten der EU zu verbieten und unter Strafe zu stellen. Ein EU-Rahmenbeschluss soll dies möglich machen. Unterstützt wird dieses Anliegen im Übrigen auch von der EU-Kommission. Anfang Februar dieses Jahres hat auch die UN-Vollversammlung einem Resolutionsentwurf der USA zugestimmt, der jede Leugnung der Judenvernichtung im „Dritten Reich“ verurteilt.

Gedacht ist dabei an eine Verurteilung bis zu drei Jahren Gefängnis. Bisher handelt die EU sehr unterschiedlich. Bislang ist die Leugnung des Holocausts nur in Deutschland, Frankreich, Österreich und Spanien ein strafbarer Tatbestand, während in Großbritannien, Italien, Schweden oder den Niederlanden das Grundrecht auf freie Meinungsäußerung eine entsprechende Gesetzgebung bis heute verhindert hat. Neun EU-Staaten haben Gesetze gegen die Leugnung des Holocausts: Belgien, Deutschland, Frankreich, Litauen, Österreich, Polen, Rumänien, die Slowakei und Tschechien. In diesen Ländern droht Leugnern Haft, in den Niederlanden und Griechenland kann klagen, wer sich durch sie beleidigt oder diskriminiert sieht. In Österreich ist die Auschwitz-Lüge durch das Verbots-Gesetz untersagt, auch das Hakenkreuz zählt zu den strafbaren Symbolen. Im Wiener Justizministerium geht man daher nicht davon aus, dass der EU-Rahmenbeschluss Änderungen erforderlich machen würde. Sollte ein – seit Jahren geplanter und stets von einigen Mitgliedsländern verhinderter EU-Rahmenbeschluss in diesem Halbjahr zustande kommen, müsste das Strafrecht in vielen Staaten verschärft werden. Ob sich die deutsche Bundesregierung allerdings gegen hartnäckige Gegner ihres Vorhabens durchsetzen wird, ist offen und kann erst Mitte des Jahres nach Ende der deutschen Vorsitzführung in der EU beantwortet werden. Im April, beim Treffen der EU-Justizminister, will Zypries erneut einen Anlauf zur Lösung dieser Frage unternehmen.

In den Jahren zuvor, nämlich 2003 und 2005, hatte Italien unter dem damaligen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi Bemühungen, die Negation des Erwiesenen zu ächten, stets mit dem Hinweis auf die zu berücksichtigende Meinungsfreiheit blockiert. Unterstützt wurde Rom dabei unter anderem von den Niederlanden, Großbritannien und Schweden.

Italiens Ministerpräsident Romano Prodi hat zuletzt versucht, die Politik seines Vorgängers zu ändern: Ein entsprechender Gesetzesentwurf, dem das Kabinett zwei Tage vor dem Auschwitz-Gedenktag am 27. Jänner zustimmte, wurde in einem entscheidenden Punkt verändert: Die Leugnung des Völkermordes an Juden steht nicht unter Strafe. Allerdings, wer zum Rassenhass aufruft oder den Holocaust rechtfertigt, wird demnächst bestraft.

Shoa-Forscher, Kommentatoren großer italienischer Tageszeitungen und viele jüdische Historiker, darunter der auch im deutschen Sprachraum bekannte Carlo Ginzburg, haben die italienische Regierung zuvor in einem Brief mit rund 200 Unterschriften aufgefordert, den Gesetzes-Entwurf zu ändern. Er sei gefährlich, denn er gebe den Leugnern die Möglichkeit, sich als Verteidiger der Meinungsfreiheit aufzuspielen, und erschaffe „Wahrheit von Staats wegen“. „Wenn ein Staat eine Wahrheit erzwingt – den ‚Antifaschismus in der DDR, den Sozialismus unter kommunistischen Regimen, die Leugnung des Völkermordes an den Armeniern in der Türkei, das Verschweigen des Tiananmen-Massakers in China‘ – erreicht er nicht mehr, als das Vertrauen in freien Gedankenaustausch und freie historische Forschung und Meinungsbildung zu untergraben“, heißt es im Protestbrief an die Prodi-Regierung. Linke und Konservative, wie Ernesto Galli della Loggia, der in Mailand lehrt und Leitartikler beim „Corriere della sera“ ist, unterschrieben. Die jüdische Gemeinde war fast einmütig gegen den Entwurf des italienischen Justizministers Clemente Mastella. Elio Toaff, Roms langjähriger Oberrabbiner, bemerkte trocken, die Juden hätten in Italien bereits unter Sondergesetzen leben müssen: „Wollen wir das wieder?“

Marcello Flores, ein Professor für Zeitgeschichte an der Universität Siena, der den Protestbrief organisiert hatte, bekennt aber, dass es „absolut notwendig“ sei, gegen die Leugnung von Auschwitz oder des armenischen Genozids vorzugehen. „Die Frage ist, wie. Mit einem Gesetz schiebt man das Problem an die Richter ab. Man hat etwas getan und damit den Vorwand, nichts mehr zu tun.“ Der Appell der Historiker fordert dagegen Engagement: „Nur die Zivilgesellschaft kann Antikörper gegen Geschichtsleugnung bilden. Der Staat sollte hier helfen, er sollte nicht an ihre Stelle treten wollen.“

Zu Wort meldete sich auch der bekannte Historiker Timothy Garton Ash, der die guten Absichten der deutschen EU-Präsidentschaft und der EU-Kommission bezweifelt. Er ist der Meinung, dass die EU einen großen Fehler begehen würde, die Leugnung des Holocausts unter Strafe zu stellen. Er argumentiert, dass gerade die neun europäischen Länder, die Gesetze gegen die Leugnung des Holocausts haben, jene Länder mit den stärksten rechtsextremen Parteien sind. „Die Leugnung des Holocausts sollte an unseren Schulen, in den Medien bekämpft werden, nicht auf Polizeistationen und in den Gerichten“, sagte Timothy Garton Ash.

Es gibt aber auch eine legitime andere Position. Die Shoah, angekündigt in Hitlers „Mein Kampf“ und kaltblütig geplant am 20. Jänner 1942 in einer Villa am Berliner Wannsee, ist ein einzigartiges Verbrechen an der Menschheit, ein schwarzes Loch in der Geschichte. Über dieses schwarze Loch darf kein Mantel des Schweigens gebreitet werden. Völlig zu Recht warnen die letzten Überlebenden des Holocausts vor einem neuen Mord an den Opfern. Selbst Betroffene, wie die Französin Simone Veil, die selbst im KZ war, ist nicht im Recht, wenn sie statt eines gesetzlichen Leugnungs-Verbotes mehr Geschichte verlangt. Auch Italien geht politisch in diese Richtung, mit legitimen Argumenten. Die Gefahr, dass extreme rechte oder linke Kräfte das Leugnen oder die Verharmlosung des Holocausts salonfähig machen, ist zu groß. Gegen mehr Geschichte und mehr KZ-Gedenkstätten-Besuche ist nichts einzuwenden. Aber um Hetz-Konferenzen und Hetz-Propaganda oder Lieder von Neonazi-Rockgruppen, die dazu auffordern, „Kanaken“ ins KZ zu schicken, zu verhindern braucht es ein Verbot. Der Vorschlag der deutschen Ratspräsidentschaft, die Leugnung des Holocausts unter Strafe zu stellen, ist zu unterstützen. „Nie wieder“ geht vor akademischen Prinzipien und in diesem Fall auch vor Meinungsfreiheit.

Margaretha Kopeinig, geboren 1956, studierte Soziologie, Pädagogik, Politikwissenschaft und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Wien, ein Post-graduate-Studium an der Universidad de los Andes in Bogotá, Kolumbien, folgte. In Nicaragua war sie UN-Wahlbeobachterin, und seit 1989 ist sie als Journalistin tätig. Zuerst arbeitete sie beim Außenpolitik-Ressort der AZ, danach beim ORF. Kurze Zeit war sie auch für profil tätig und seit Ende 1995 ist Kopeinig KURIER-Redakteurin in Wien mit dem Schwerpunkt Europa-Berichterstattung.

Ein Museum, das einen gefangen nimmt

Das Jüdische Museum in Berlin ist seit über fünf Jahren nicht nur ein Monument des Gedenkens, sondern auch Symbol für das historische Selbstverständnis der Berliner Republik. Ein Ort wie dieser fehlt in Wien.

VON BARBARA TÓTH

Das Jüdische Museum in Berlin saugt einen auf, zieht einen rein und lässt einen nicht mehr los. Wer angloamerikanische Museumskonzepte kennt, weiß, wie wenig davon im deutschsprachigen Raum bislang überzeugend umgesetzt wurde. In Berlin ist genau das der Fall. Das Museum ist mehr als eine Ausstellungsabfolge, es ist ein Gesamterlebnis, durchdacht bis in die letzte Ecke, architektonisch von Daniel Libeskind überzeugend umgesetzt. Der Besucher wird an der Hand genommen und durch ein eigenes Universum geführt. Trotz der Fülle an Exponaten, Räumen, thematischen Extra-Zimmern fühlt er sich nie überfordert, sondern kann sich einlassen, gustieren, stehen bleiben, weitergehen, ohne den Überblick zu verlieren. Schulklassen, für die Holocaust ein Wort der Vergangenheit ist, können sich hier wiederfinden, genauso wie Menschen, deren eigene Geschichte mit den schrecklichen Ereignissen zwischen 1933 und 1945 verbunden ist.

Dieses Museum lebt.

Das war nicht von Anfang an so: Im September 2001 eröffnet, wurde der Bau des Architekten Daniel Libeskind zuerst als leere Architekturskulptur, als Touristenattraktion wahrgenommen. Die Absicht der rot-grünen Regierung war nicht zu übersehen, ihrer Berliner Republik mit diesem auffälligen Haus ein programmatisch korrektes Gesinnungsmonument zu schenken. Ein Museum, das „Zwei Jahrtausende deutsch-jüdischer Geschichte“ repräsentieren soll, wie es im Untertitel heißt, noch dazu in Berlin, der Hauptstadt des wiedervereinigten Deutschlands – das war immer ein historisch heikles und vielfach belastetes Projekt. 1988 wurde es als „Berlin Museum/Jüdisches Museum“ projektiert. Damals erschien nur der Gedanke an eine mögliche Realisierung des Plans in der Ex-Hauptstadt des Völkermords bereits wie eine Erfolgsvision. Nachdem 1989 die Wahl auf Libeskinds sensationellen Zickzackentwurf „Erweiterungsbau des Berlin Museums mit Jüdischem Museum“ fiel, tauchte prompt die Frage auf, wie autonom das künftige Gebilde sein müsse oder dürfe. Die Museumsmanager entschieden sich für den Weg der Vermittlung, nicht den der Kontroverse. Das brachte ihnen auch schon Kritik ein, etwa vom Zentralrat der Juden in Deutschland. Er kritisierte die Ausstellungspraxis als zu sehr auf sich selbst bezogen und forderte mehr realitätsnahe, pointiertere Stellungnahmen und Expositionen zu aktuellen jüdischen Themen.

In der Tat erzählt das Museum von der Wirklichkeit der Juden in Deutschland nur marginal. Die Auseinandersetzung mit dem, was war, geht eindeutig vor. Sehr wohl aber thematisiert es die Frage, was jüdische Identität weltweit heute sein kann und ist. Inzwischen gilt es innerhalb der Gedenk-Trias aus Holocaust-Mahnmal, „Topographie des Terrors“ und Museum als einer der zentralen Orte deutscher Vergangenheitspolitik, überdies ein äußerst populärer: Seit der Eröffnung des Museums im September 2001 haben 3,7 Millionen Menschen aus dem In- und Ausland den Libeskind-Bau und seine Ausstellungen besichtigt.

Die meisten Besucher durchlaufen die Dauerausstellung, die im zweiten Obergeschoss beginnt und im ersten endet. Es ist zu spüren, dass das Museum von einem Amerikaner – W. Michael Blumenthal – geleitet wird. Das schlägt sich nicht nur in der konsequenten Mehrsprachigkeit nieder, sondern auch in der Art der Museumsdidaktik. Manche mögen es banal finden, aber für Jugendliche, die mit dem Judentum nichts verbindet, mag es beispielsweise ein guter Ausstellungseinstieg sein, zu versuchen, den eigenen Namen auf Hebräisch zu tippen.

Die Kippot-Vitrine, ein Blick auf die beiden Achsen und die Sackler-Treppe.

Der Weg zur Ausstellung führt durch einen langen, unterirdischen Gang. Hier kommt man unweigerlich an den beiden „Achsen“ vorbei, zwei schmalen Gängen, der eine führt in den „Holocaust-Turm“, ein enger, hoher, leerer und roher Raum fast ohne Licht, der nicht von ungefähr an einen gigantischen Schornstein erinnert und dem Besucher die Ausweglosigkeit des KZs nahebringen soll. Der andere Gang bringt einen in den Garten des Exils, einen im Freien gelegenen kleinen Park aus Betonstelen, auf denen Bäume gepflanzt sind. Wer den Garten – gerade nach der beklemmenden Erfahrung im Holocaust-Turm – betritt, fühlt sich erleichtert, befreit, sieht man doch endlich wieder den Himmel. Beim Abgehen der Stelen befängt einen dann ein seltsames Gefühl der Verunsicherung, des Schwankens, des Schwindels: Libeskind hat den Boden abschüssig gestaltet, wohl als Symbol für die Entwurzelung im Exil oder für den irritierenden Verlust der Heimat.

Diese beiden Achsen funktionieren wie eine Art Ouvertüre, sie setzen den emotionalen Grundton für die eigentliche Ausstellung, die stark wissensvermittelnd aufgebaut ist. Weil man als Besucher dort beginnt, wo alles endete, eben im Holocaust oder im Exil, sieht man die Exponate der Dauerausstellung, die eher konventionell und chronologisch (manchmal vielleicht sogar ein bisschen zu brav), aber mit viel Liebe zum Detail aufgebaut ist, danach mit anderen Augen.

Kein herkömmliches Museum kann diese „Kontextualisierung“ mit den Mitteln des Raumes schaffen, dafür braucht es einen architektonisch durchdachten Neubau. Viele Besucher, die das Museum ein zweites oder drittes Mal besuchen, gehen nur mehr die beiden „Achsen“ ab – sie stehen inzwischen für sich, als Symbol für die jüdische Leidensgeschichte und als Ort des Gedenkens.

Ausstellungsraum „Juden in der Weimarer Republik“ und Außenansicht.

Das Jüdische Museum in Berlin

Adresse:
Jüdisches Museum Berlin
Lindenstraße 9–14, 10969 Berlin
Info: 030/259 93 300
Fax: 030/259 93 409
info@jmberlin.de
fuehrungen@jmberlin.de

Öffnungszeiten:
Montag: 10–22 Uhr
Dienstag–Sonntag: 10–20 Uhr
Letzter Einlass für Besucher ist Dienstag bis Sonntag 19 Uhr, Montag 21 Uhr

Eintrittspreise:
Erwachsene: 5 Euro
Ermäßigt: 2,50 Euro
Kinder bis zum sechsten Lebensjahr: Eintritt frei
Familienticket (zwei Erwachsene, bis zu vier Kinder): 10 Euro

Schließtage:
13. und 14. September 2007 (Rosch ha-Schana)
22. September 2007 (Jom Kippur)
24. Dezember (Heiligabend)

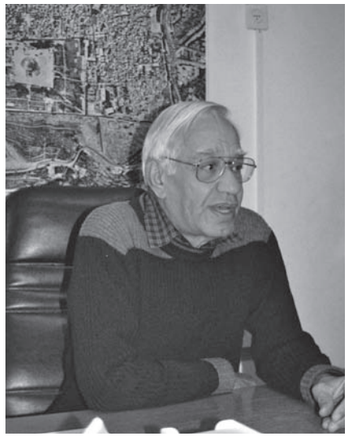
Bewertung:
Zu Recht als Symbol für die deutsche Erinnerungspolitik gefeiert.

Zu Hause oder im Exil? Irakische Juden in Israel

Wie unterschiedlich Migrations-, Flucht- und Diasporageschichte erzählt werden kann, zeigt das Beispiel irakischer Jüdinnen und Juden in Israel. Nicht nur ihr Verhältnis zum Irak, sondern auch zu Israel ist von unterschiedlichen Narrativen geprägt. Vergangenheit und Gegenwart des Irak spiegeln sich darin ebenso wie der Nahost-Konflikt.

VON THOMAS SCHMIDINGER

„Ich bin Iraker. Ich bin im Irak geboren. Aber ich bin auch Israeli“, wiederholt Avraham Kehila in seinem kleinen Büro im Jerusalemer Vorort Gilo. Hier im Untergeschoß einer kleinen Synagoge befindet sich das „Haus der Zionistischen Bewegung im Irak“.
Der beinahe Achtzigjährige war bereits als Jugendlicher in der zionistischen Bewegung des Irak aktiv und wollte hier seinen Kollegen von einst ein Denkmal setzen und zugleich einen kleinen Raum der Erinnerung an den Irak schaffen. Avraham Kehila war zwölf Jahre alt, als er in Baghdad 1941 die Farhud erlebte, ein Ereignis, das wohl nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, dass sich der Jugendliche schließlich einer zionistischen Gruppe anschloss. Kehila kann sich noch genau daran erinnern, wie die Anhänger Rashid Ali al-Gaylanis die jüdischen Häuser zerstörten und das jüdische Viertel stürmten: „Ein muslimischer Nachbar hat uns vor dem marodierenden Mob beschützt. Er hat meinem Vater angeboten, dass wir zu ihm kommen könnten“, erzählt der Mann in Jerusalem: „Mein Vater hat den Muslimen aber nie ganz getraut und deshalb hat er unter seiner Jacke ein Messer mitgenommen, als wir zu diesem Nachbarn gingen. Der Nachbar war dann aber recht nett zu uns und hat uns damit vielleicht das Leben gerettet.“ Genauso gut kann sich Avraham Kehila aber daran erinnern, dass die Söhne des Hausherrn in die jüdischen Häuser gingen, um zu plündern, während seine Familie zugleich beschützt wurde: „Das war schon etwas absurd, aber ich werde einfach nicht vergessen, dass sie die ganze Zeit über Möbel und alles Mögliche aus den jüdischen Häusern herangeschleppt haben, währen sie uns zugleich bei sich beschützt haben.“


Avraham Kehila vom Zentrum in Gilo bei Jerusalem

Avraham Kehila wurde schließlich in einer zionistischen Jugendgruppe aktiv. „Wir jungen Juden gingen völlig unterschiedlich mit dem Schock um, den die Farhud bei uns hinterlassen hat. Während die einen in der Kommunistischen Partei ihr Glück suchten und nur auf eine Gleichstellung im Rahmen einer sozialistischen Revolution hofften, hielten ich und meine Freunde das für eine Illusion. Wir sahen keine Zukunft für die jüdischen Gemeinden im Irak. Deshalb haben wir uns der zionistischen Jugendbewegung angeschlossen.“

Einer, der seine Hoffnung auf die Emanzipation der irakischen Juden im Rahmen einer allgemeinen Emanzipation setzte, war Shimon Ballas, der sich in seiner Jugend der Irakischen Kommunistischen Partei anschloss. Ich war das erste Mal auf Shimon Ballas gestoßen, als ich den Film „Forget Baghdad“, von Samir, einem Schweizer Filmemacher irakischer Herkunft, gesehen hatte, in dem er vier irakische Kommunisten, die alle heute als Schriftsteller in Israel leben, porträtiert hatte. Über den Regisseur dieses einmaligen Filmporträts gelang es mir einen Kontakt zu Shimon Ballas herzustellen. In seiner Wohnung in einem Vorort von Tel Aviv erzählte der Schriftsteller und Professor für arabische Sprache und Literatur an der Universität Haifa davon, dass die Rolle der Zionisten in der jüdischen Bevölkerung Baghdads im heutigen Israel maßlos übertrieben würde: „Damals haben sich wesentlich mehr junge Juden den Kommunisten angeschlossen.“ Seine Kritik richtet sich dabei jedoch weniger gegen Avraham Kehila, als gegen die Präsentation der irakisch-jüdischen Geschichte im „Babylonian Jewish Heritage Center“ in Or Yahuda, einem Vorort von Tel Aviv, in dem ein großer Teil der irakischen Juden 1951 angesiedelt worden war.

In einem relativ umfangreichen Museum wird hier die Geschichte der irakischen Juden vom babylonischen Exil 587 v. Chr. bis zur Flucht 1950–1952 beschrieben. Dabei wird die Massenflucht aus dem Irak als Rückkehr aus einem 2.500 Jahr währenden Exil beschrieben, die die irakischen Juden wieder glücklich in ihr Land geführt hätte. Die zionistische Bewegung des Irak wird als Fortsetzung jahrhundertealter Sehnsucht nach Zion geschildert, die mit dem Psalm 137 untermauert wird: „An den Wassern zu Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. […] Es verdorre meine rechte Hand, wenn ich deiner vergesse, Jerusalem. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.“

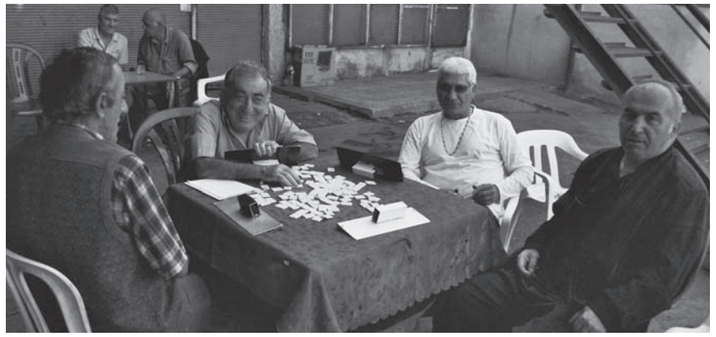
Tatsächlich bildeten die jüdischen Gemeinden zwar eine der ältesten Bevölkerungsgruppen des Irak, allerdings fühlten sich bis in die 1940er Jahre des 20. Jahrhunderts die allermeisten Jüdinnen und Juden als integraler Bestandteil der irakischen Bevölkerung. Zwar entstanden als Antwort auf den anwachsenden arabischen Nationalismus schon früh kleine zionistische Gruppierungen, die überwiegende Mehrheit der irakischen Juden, insbesondere jene des Bürgertums Bagdhads, dachte jedoch nicht im Traum daran nach Palästina auszuwandern. Shimon Ballas: „In diesem Museum wird das so geschildert, als hätten die irakischen Juden nichts anderes zu tun gehabt, als sich nach Jerusalem zu sehnen. Die meisten Juden in Bagdhad hatten aber völlig andere Probleme, als sich auf eine Auswanderung nach Palästina vorzubereiten!“ Ziel dieses Museums wäre es, so der immer noch auf arabisch schreibende Literat, die irakisch-jüdische Geschichte so darzustellen als hätten die Juden im Irak ebenso gelitten wie in Europa: „Das war aber nicht der Fall. Wir haben Jahrhunderte in bestem Einvernehmen mit unseren muslimischen und christlichen Landsleuten gelebt. Erst der Nationalismus hat dieses Einvernehmen zerstört.“

Hinweisschild zum irakischen Judenzentrum

Irakische Juden in Or Yahuda, einem Vorort von Tel Aviv.

Ohne die Bombenanschläge gegen jüdische Einrichtungen, die im April 1950 begannen, wären wohl kaum so viele irakische Jüdinnen und Juden nach Israel ausgewandert, vermutet Shimon Ballas. Tatsächlich hinderte auch die Forderung der irakischen Regierung, das gesamte Eigentum zurückzulassen, viele wohlhabende Jüdinnen und Juden daran das Land nach der Staatsgründung Israels zu verlassen. Erst die Bomben, durch die in der Masuda Shemtov-Synagoge sogar drei Menschen ums Leben kamen, führten zu jener Massenpanik, bei der 120.000 der rund 130.000 irakischen Jüdinnen und Juden das Land verließen. Die Urheber dieser Bomben wurden bis heute nicht ermittelt und bilden immer noch die Ursache für heftige Kontroversen innerhalb der irakischen Jüdinnen und Juden.

Shimon Ballas ist sich sicher, dass zionistische Agenten Israels selbst die Bomben legten. Aber nicht nur Kommunisten, wie Shimon Ballas, auch einige Zionisten sind sich sicher, dass „ihre Leute“ selbst die Bomben legten, um die Auswanderung zu beschleunigen. Genährt wurden solche



In Or Yahuda siedelte sich 1951 ein Großteil der irakischen Juden an

Verdächtigungen in der Vergangenheit durch den Umstand, dass 1954 in der nach dem damaligen israelischen Verteidigungsminister benannten Lavon-Affäre israelische Agenten in Ägypten Bombenanschläge gegen US-amerikanische und britische Einrichtungen verübt hatten.

Mordechai Ben-Porat, der damalige Hauptorganisator der Auswanderung der irakischen Juden nach Israel, bestreitet diese Vorwürfe vehement. Für Ben-Porat ist der Vorwurf, er und seine Mitarbeiter wären in die Anschläge verwickelt gewesen, „fast wie eine der Ritualmordlegenden“ gegen Jüdinnen und Juden. Der 1923 in Baghdad geborene ehemalige Knesset-Abgeordnete, der nicht nur von irakischen Stellen, sondern auch vom von Uri Avneri herausgegebenen Magazin Haolam Hazeh beschuldigt wurde, hinter den Anschlägen gestanden zu haben, wehrt sich seit den 1950er Jahren gegen die gegen ihn gerichteten Vorwürfe und versuchte seine Unschuld zuletzt in einem umfangreichen Buch über die damalige Emigration und die Anschläge zu beweisen.

Mordechai Ben-Porat ist heute der Vorsitzende des „Babylonian Jewish Heritage Center“. Auf die Kritik Shimon Ballas’ angesprochen, im Museum würden die nichtzionistischen Jüdinnen und Juden völlig ignoriert und die Geschichte umgeschrieben, erklärt mir Mordechai Ben-Porat: „Wir haben mittlerweile ehemalige Kommunisten bei uns im Vorstand und erwähnen auch ihre Opfer.“ Tatsächlich wurden auf einigen Tafeln, die an im Irak hingerichtete Juden erinnern, einige Kommunisten erwähnt. Dass sie Kommunisten waren, kann man dort jedoch nicht nachlesen. Ihre Geschichte bildet im Museum in Or Yahuda bestenfalls eine Fußnote.

Erwähnt werden dabei v.a. die aus politischen Gründen in der Monarchie hingerichteten Juden, die als Kommunisten oder Zionisten gegen die Regierung aktiv waren und deren kommunistischer Teil heute noch als politische Opfer respektiert werden. Spätere Opfer des Baathismus, wie jene völlig unpolitischen Juden, die 1969 nach dem zweiten Putsch der Baath-Partei hingerichtet worden waren, sind nicht mehr Teil dieser Geschichte. Dass nach der großen Auswanderung noch immer eine – wenn auch zunehmend kleiner werdende – Gruppe von Juden im Irak verblieben war, gehört nicht in das dort präsentierte offizielle Geschichtsbild.

Trotzdem hat selbst Mordechai Ben-Porat den Irak nie ganz aus den Augen verloren. „Wir haben uns sehr gefreut, dass wir den Sturz Saddam Husseins miterleben durften“, erklärt der 83 Jahre alte und durch Folterungen in einem irakischen Gefängnis schwerhörige Mann: „Dass der Irak nun dermaßen in der Gewalt versinkt, ist aber eine Tragödie, die wir alle niemals erwartet hätten.“

Auch Shimon Ballas verfolgt jeden Tag die Nachrichten aus dem Irak. Er freute sich über den Sturz Saddam Husseins, macht aber die US-amerikanische Besatzungspolitik für die derzeitige Situation mitverantwortlich: „Ich habe nach dem Sturz Saddam Husseins die Möglichkeit einer demokratischen Entwicklung im Irak gesehen. Die amerikanische Politik der letzten drei Jahre hat jedoch den Irak zerstört. Es war ein Fehler die Armee aufzulösen und auf die religiösen und ethnischen Führer zu setzen. Heute stehen wir vor einem Trümmerhaufen der ethnisierten und religiösen Gewalt.“

Wie Shimon Ballas verfolgt auch Avraham Kehila vom „Haus der Zionistischen Bewegung im Irak“ jeden Tag die Nachrichten: „Ich leide sehr mit der irakischen Bevölkerung mit.“ Kehila, der später als Berater des Jerusalemer Bürgermeisters Teddy Kollek und Politiker der Arbeiterpartei aktiv war, hat noch eine ganz persönliche Verbindung in den Irak. Eine Tante, die sich als Siebzehnjährige in einen Muslim verliebt hatte, zum Islam konvertierte und die ganze Zeit über in Baghdad geblieben war, lebt heute noch in der irakischen Hauptstadt. Erst nach dem Sturz Saddam Husseins war es wieder möglich Kontakt zu ihr aufzunehmen. Bei jedem Anschlag muss Avraham Kehila deshalb an seine Verwandten in Baghdad denken.

Selbst wenn der Irak bald ein friedliches Land sein sollte, will Avraham Kehila nicht nach Baghdad zurück. Eine Reise in die alte Heimat würde er aber gerne unternehmen, etwas was er mit Shimon Ballas und Mordechai Ben-Porat gemeinsam hat. Alle drei älteren Herren haben ungeachtet ihrer unterschiedlichen politischen Ausrichtungen immer noch nostalgische Erinnerungen an den Irak. Selbst im von Ben-Porat miterrichteten Museum in Or Yahuda wird man von der Musik von Salima Pasha, einer berühmten irakisch-jüdischen Sängerin, empfangen, der in den 1930er und 1940er Jahren Muslime, Juden und Christen in Baghdad gleichermaßen fasziniert lauschten. In den Kaffeehäusern von Or Yahuda spielen die Männer Domino und in den Restaurants lässt sich wunderbares Shish Kebab verspeisen. Jeden Freitagabend findet in einem Restaurant eine irakische „hafla“, eine Party mit Live-Musik und Tanz, statt. Die älteren Leute hier können alle noch Arabisch und beherrschen oft noch den alten jüdischen Dialekt von Baghdad.

Monument mit einer Irak-Karte vor dem Zentrum in Gilo

Selbst manche jüngere Israelis irakischer Herkunft lernen wieder Arabisch. „In den letzten Jahren haben viele irakische Juden wieder ihre eigene Herkunft entdeckt“, erklärt Shimon Ballas. Sozialwissenschafter wie Yehouda Shenhav haben seit einigen Jahren wieder ihre irakisch-jüdische Herkunftsgesellschaften als Forschungsthemen entdeckt und dabei teilweise sehr scharfe Kritik an der aschkenasischen Dominanz in Israel geübt.

Ofer, ein Israeli irakischer Herkunft, erinnert sich noch genau an seine kindlichen Spaziergänge mit seiner Mutter durch Jerusalem: „Meine Mutter konnte damals noch nicht gut Ivrit und sprach immer Arabisch. Ich habe mich für dieses Arabisch geschämt. Bei uns in der Schule wurde man nur verspottet. Ich habe als Kind zu Hause nur Arabisch gehört und diese Sprache bewusst verlernt!“ Erst viele Jahre später empfand Ofer das als Verlust. Mit seiner Großmutter, die nie wirklich Hebräisch gelernt hatte, konnte er später kaum kommunizieren. Die Spur seines Großvaters verlor sich in den 1970er Jahren im Irak. Der alte Mann wollte nicht auswandern, da er sein Leben lang in Baghdad gelebt hatte und sein beträchtliches Eigentum nicht verlieren wollte. Wie alle irakischen Juden hätte auch er sein gesamtes Vermögen zurücklassen müssen, wäre er nach Israel ausgewandert. Wann und wie der alte Mann gestorben ist, hat nie jemand aus der Familie erfahren.

Den staatlich verordneten Antisemitismus des Baath-Regimes unter Saddam Hussein hatten nicht viele irakische Jüdinnen und Juden überlebt. Mehrere Tausend fanden seit den 1970er Jahren noch illegal den Weg ins Exil. Beim Sturz Saddam Husseins 2003 war nur noch eine 40 Köpfe zählende Gemeinde in Baghdad verblieben, die gerade noch über eine einzige Synagoge verfügte. Die alten Gemeinden in Basra, Mossul, Arbil, Sulemaniya, Kirkuk, Halabja oder Kifri hatten längst ebenso zu existieren aufgehört wie die kleine karäische Gemeinde in Hit. Lediglich einzelne Familien oder zum Islam konvertierte Jüdinnen und Juden konnten da und dort das Regime überdauern. Aus dem erhofften Neubeginn nach dem Sturz des Diktators wurde jedoch nichts. Der wenige Monate später beginnende Terror ehemaliger Baathisten und sunnitischer Gihadisten machte das Leben auch für die verbliebenen Jüdinnen und Juden zunehmend unmöglich. Von der Restgemeinde in Baghdad, die längst ihren letzten Rabbiner eingebüßt hatte, verließen nach 2003 weitere Mitglieder den Irak. Wer blieb, war entweder zu alt, um zu gehen, musste seine alten Eltern pflegen oder hatte andere wichtige persönliche Gründe in Baghdad zu bleiben. Reisende berichten jedoch, dass sich die Verbliebenen kaum mehr aus ihren Häusern wagen. Wie für andere Irakerinnen und Iraker auch, wird das Leben mit der Zuspitzung religiöser und ethnischer Konflikte für die verbliebenen Jüdinnen und Juden zunehmend unerträglicher.

Das Innere der Synagoge in Gilo

Sari Bashi von der Menschenrechtsorganisation

Hoffnungen von aus dem Irak stammenden Israelis, wenigstens als Touristen in den Irak zurückkehren zu können, werden so völlig unrealistisch. Der alte jüdische Dialekt von Baghdad wird so eher in Or Yahuda oder Ramat Gan weitervermittelt, als in Baghdad selbst. Das Babylonian Jewry Heritage Center hat sogar Lehrbücher über den jüdischen Dialekt von Baghdad herausgebracht.

Auch Sari Bashi lernt seit einiger Zeit Arabisch. Ihr Vater war bereits als Kind aus dem Irak nach Israel gekommen und später in die USA ausgewandert. Sie kam vor einigen Jahren wieder nach Israel, wo sie heute als Anwältin eine Menschenrechtsorganisation leitet, die sich v.a. mit der Vertretung von Palästinenserinnen und Palästinensern vor israelischen Gerichten beschäftigt. Ihre Organisation „Gisha“ befasst sich primär mit Fragen der Bewegungsfreiheit für die Bewohnerinnen und Bewohner der besetzten Gebiete. Die junge Israelin findet es heute schade, als Kind nicht mehr Arabisch gelernt zu haben und bringt sich gerade palästinensisches Arabisch bei. „Es ist nicht irakisches Arabisch, aber immerhin Arabisch.“ meint sie schmunzelnd.

Harvard liegt auch in Israel

Multinational, mit prominenten Vortragenden und einem hochpolitischen Anspruch: das „Interdisciplinary Center Herzliya“ will die kommende Elite Israels ausbilden. Warum das gelingen könnte.

EIN REPORT VON DANIEL JAVOR

Es ist ein sonniger Tag, Studenten liegen im Gras oder lesen im Schatten der Palmenbäume. Andere sitzen in der Cafeteria, trinken Kaffee, streiten, lachen, diskutieren. Rechts an einem Tisch sitzen drei hübsche Mädchen und sprechen französisch miteinander. Die in der Mitte ist besonders hübsch. Plötzlich tippt ein Student ihnen auf die Schulter. Die Freundin des Mädchens dreht sich um und sagt auf Hebräisch, er soll doch woanders sein Glück versuchen, denn dieses Mädchen sei schon vergeben. Enttäuscht geht der verhinderte Casanova weiter zur Kassa, um seinen Kaffee zu bezahlen. Neben ihm in der Schlange hört er zwei Studenten Deutsch sprechen. Weiter hinten hört man etwas Spanisch, nebenan diskutieren zwei Italiener lautstark auf Italienisch. Der Kellner im Café verabschiedet ihn mit einem netten „Thank you“.

Nein, diese Szene spielt sich nicht in einem Club Med auf den Bahamas ab, sondern auf dem Campus einer Universität. Das ist das multinationale Alltagsleben des „Interdisciplinary Centers Herzliya“ (IDC), der ersten privaten Universität Israels. Sie wurde im Jahre 1994 von Prof. Uriel Reichman, ehemals Dekan der juristischen Fakultät der Universität Tel Aviv, gegründet. Heute studieren an der Universität 3.000 Studenten für den ersten akademischen Grad, den Bachelor, und 4.000 Studenten für den zweiten akademischen Grad, den Master. Diese Studenten sind an sechs Schulen des IDC inskribiert: Arison School of Business, Efi Arazi School of Computer Science; Lauder School of Government, Diplomacy and Strategy; Radzyner School of Law; Raphael Recanati International School und Sammy Ofer School of Communications.

Das IDC Herzliya hat sich in den elf Jahren seines Bestehens in Lehre und Forschung einen hervorragenden Ruf unter den internationalen Privathochschulen erworben. Nicht zuletzt deshalb wird das IDC von einer Reihe namhafter Persönlichkeiten der internationalen Wirtschaftselite unterstützt und gefördert. „Die Familien Recanati, Ofer, Lauder, Arazi, Zell, Arison, Dunkner, und Radzyner, unter vielen anderen, fördern und unterstützen uns finanziell“, sagt Jonathan Davis‘ Kopf der Raphael Recanati International School und Vizepräsident für außerbetriebliche Angelegenheiten. „Dazu kommen finanzielle Geschenke von führenden Banken und finanziellen Institutionen.“

Für das staatliche akademische System Israels stellt das IDC eine echte Herausforderung dar. Denn die Gründung war von der Überzeugung geprägt, dass eine von öffentlicher Finanzierung und von staatlichem Einfluss unabhängige Hochschule einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung und zur Veränderung der israelischen Gesellschaft leisten kann. Das IDC versteht sich daher als Ausbildungsstätte der kommenden israelischen – und internationalen – Führungselite in Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Politik.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, bietet das IDC Forschung und Lehre auf höchstem Niveau. Diese Qualität wird durch einen hervorragenden Lehrkörper gewährleistet, der aus international renommierten Professoren und Experten besteht. „Professor Uriel Procaccia, der ehemalige Justizminister Aharon Barak, ehemaliger Bildungsminister Amnon Rubinstein und seit kurzem der beliebteste Lehrer an Harvard, Dr. Tal Ben-Shahar, unterrichten bei uns, nur um einige Namen zu nennen“, erklärt Mr. Jonathan Davis stolz.

IDC ist eine private Bildungsinstitution, die ein durchaus politisches Ziel verfolgt: Auch das ist ungewöhnlich im Hochschulbereich. Ihre Grundidee ist nicht mehr und weniger, den Zionismus für Israel und die jüdische Welt neu zu erfinden, um die kommenden Herausforderungen und Bedrohungen des 21. Jahrhunderts erfolgreich zu bewältigen. Als Motto gilt „Freiheit und Verantwortung“. Man kombiniert die Ideale der freien Marktwirtschaft mit dem zionistischen Traum.

Die Vermittlung dieses Anspruchs erfolgt zum Beispiel über das seit dem letzten Jahr existierende Hillel Program. Es bietet für alle Studenten außerschulische Aktivitäten an. „Das Hillel Program wird das Leben der Studenten bereichern“, sagt der dafür zuständige Direktor Ishai Ashkenazi. „Es gibt israelischen und internationalen Studenten die Möglichkeit, das jüdische Erbe zu entdecken und auszuüben. Jeder Student hat die Freiheit, persönlich zu entscheiden bis zu welchem Grad.“

Doch wirklich einzigartig in Israel ist die Möglichkeit, einen ersten akademischen Abschluss (Bachelor) in englischer Sprache in Government, Communications oder Business mit 600 Studenten aus 48 verschiedenen Ländern zu absolvieren. Die Recanati International School versucht den Wechsel von einem Heimatland ins andere so sanft wie möglich zu gestalten, ohne dabei an Niveau zu verlieren. Man unterstützt neue internationale Studenten bei der Jobsuche und bietet Wohnungen und Krankenversicherung über das Universitätsbüro an. Als internationaler Student wird man nicht nur in eine akademische Institution als Student aufgenommen, sondern auch als Mitglied einer neuen Familie. Mit dem Abschluss des Bachelors wird der erste Schritt zu einer erfolgreichen Karriere beendet, doch keineswegs der Bezug zur IDC-Familie. Auch nach dem Studium unterstützt das Career Development Center (CDC) die Absolventen und dient als helfende Hand bei der Suche nach angemessenen Berufen nach und während des Studiums. Das CDC dient als Brücke zwischen der Zeit der Ausbildung und des Berufs.

Dafür, dass die Studenten schon während ihres Studiums einen Einblick in die Politik Israels bekommen, sorgt die Herzliya Konferenz, die vom „Institute for Policy and Strategy“ (IPS) an der IDC veranstaltet wird. Heuer im Jänner fand bereits die siebente Tagung dieser Art statt. Generalthema: „Balance of Israel’s National Security“. Behandelt wurde die große Weltpolitik, darunter Fragen zu geostrategischen Trends in der „Global Arena“, die U. S.-Wahlen und ihre potenziellen Kandidaten im Jahr 2008, die steigende Bedrohung durch einen atombewaffneten Iran, die neue deutsche Führung und ihre Rolle in der Europäischen Union sowie die sich ändernde Rolle der NATO. Das Panel war prominent besetzt: US-Verteidigungsminister Gordon England, US-Bildungsministerin Margaret Spellings, der ehemalige

Es schaut ein wenig so aus, als befände man sich auf einem Club Med Urlaub im sonnigen Süden ...

... aber hier wird nicht (nur) geflirtet, sondern vor allem gelernt: der Campus der Herzliya Universität in Israel

CIA-Director James Woolsey, Kanadas Außenminister Peter MacKay, Spaniens Ex-Premier José María Aznar nahmen teil. Anwesend war auch die halbe israelische Regierung, unter anderem Außenministerin Tzipi Livni, Verteidigungsminister Amir Peretz und Bildungsminister Yuli Tamir.
Kontaktmöglichkeiten mit den Entscheidungsträgern der israelischen, europäischen und amerikanischen Politik sind einer der Gründe, warum viele Jugendliche nicht Yale, Oxford oder Harvard, sondern die israelische Version einer Eliteuniversität besuchen. Die meisten kamen alleine nach Israel, doch heute sind sie nicht mehr alleine, sondern sie sind Teil einer großen Gemeinschaft.
Am besten beobachten lässt sich das, wie meist, in der Cafeteria. Sie ist Treffpunkt für junge Leute aus verschiedenen Ländern und Kulturen. Über all diese Monate sind sie zu einer großen Familie zusammengewachsen und haben viel voneinander gelernt. Einige kamen hierher, um nach dem Studium wieder nach Hause zurückzukehren, andere, um in Israel ein neues Leben zu beginnen, und manche wissen noch nicht genau, wohin sie ihr Weg nach dem Studium führen wird. Doch die Freundschaften, die hier entstehen, werden auch in Zukunft über Länder hinaus weiterleben.

Der Autor dieser Geschichte, Daniel Javor (19), studiert selber an der Privatuniversität in Herzliya und steht für Fragen zur Universität gerne zur Verfügung.
Er ist unter der Nummer:
00972 - 542 04 98 64 erreichbar.

Die Studentenschaft ist multinational, Freundschaften entwickeln sich schnell

NU: Wie unterscheidet sich das Interdisciplinary Center Herzliah von anderen Universitäten in Israel und weltweit?

Jonathan Davis: Das IDC Herzliya ist eine private Institution, die daran glaubt, es sei höchste Zeit, dass Israel und die jüdische Welt Zionismus neu definiert, so dass die jüdische Gemeinschaft und der Staat Israel die Herausforderungen und Bedrohungen des 21.Jahrhunderts erfolgreich meistern können. Wir sind Israels erste private Institution, die für das Motto „Freiheit und Verantwortung“ steht und die Ideale der freien Marktwirtschaft mit dem Traum des Zionismus kombiniert.

NU: Warum sollte ein in der Diaspora lebender Student sich dazu entscheiden, am IDC zu studieren?

Jonathan Davis: Das IDC ist die einzige Möglichkeit in Israel, für einen Bachelor in Business, Government oder Communications mit einem Netzwerk von 600 Studenten aus 48 Ländern auf Englisch zu studieren. Wir sind eine Art akademisches Aufnahmezentrum, das eine weiche Landung für internationale Studenten, die in Israel studieren wollen, anbietet.

NU: Können Sie ein paar Beispiele von erfolgreichen Absolventen in der israelischen und/oder internationalen Gesellschaft geben?

Jonathan Davis: Unsere Absolventen arbeiten an den bekanntesten Universitäten dann an ihren weiterführenden Abschlüssen, arbeiten in Topfirmen in der Welt des Finanzwesens, wie Goldman Sachs und Lehman Brothers, andere sind in der Knesset tätig, im Verteidigungsministerium, Außenministerium und internationalen Organisationen sowie in der Jewish Agency, der UNO und vielen anderen Organisationen. Unsere Absolventen arbeiten für führende Hitechfirmen und Anwaltskanzleien in Israel und auf der ganzen Welt.

NU: In welchen Bereichen haben sich Absolventen besonders ausgezeichnet?

Jonathan Davis: Unsere Absolventen bewiesen ihre herausragenden Qualitäten hauptsächlich im Bereich der Sozialwissenschaften und vor allem als Führungspersonen in Israel und der jüdischen Welt.

NU: Warum sollte ein jüdischer Jugendlicher sich bei einer Auswahl von so vielen Universitäten auf der Welt gerade dazu entscheiden, am IDC zu studieren?

Jonathan Davis: Hier werden jüdische Jugendliche angeregt, auf Positionen jüdischer Führungspersönlichkeiten hinzuarbeiten, und werden ausgebildet, Argumente für Israel zu liefern, wo auch immer ihr Weg sie in der Zukunft hinführt. Ein Student am IDC hat die Möglichkeit, mit jüdischen Studenten aus der ganzen Welt zu leben und zu studieren und sich in die israelische Gesellschaft zu integrieren und Freunde fürs Leben zu finden.

NU: Was erwartet einen Studenten akademisch?

Jonathan Davis: Ein sehr hoher Standard, geringe Anzahl an Studenten pro Vorlesung, persönliche Aufmerksamkeit der Professoren und eine sehr spezielle Atmosphäre, die den Studenten das Gefühl vermittelt, mehr ein gleichgestellter Partner zu sein. Dennoch erarbeitet und fördert unser Lehrkörper die akademische Auszeichnung.

NU: Wie werden Absolventen von dem Namen IDC in der Zukunft profitieren können?

Jonathan Davis: IDC ist eine angesehene akademische Institution mit Austauschprogrammen mit der Maxwell School of Syracuse University, mit Wharton in der University of Pennsylvania, SMU Singapore und anderen. Wir haben einen angesehenen Namen in Israel und auf der ganzen Welt und das bedeutet, ein IDC-Abschluss wird Türen öffnen und einen leichten Einstieg in das Berufsleben schaffen. Je mehr der Name IDC bekannt wird, umso nützlicher wird der Abschluss sein.

NU: Was erwarten Sie von zukünftigen Absolventen?

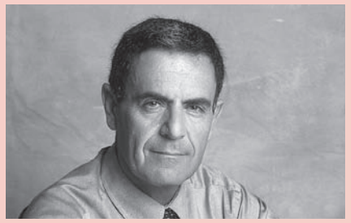
Jonathan Davis: Ich erhoffe mir, dass unsere Absolventen Führungspositionen anstreben und einen Beitrag für die Zukunft Israels leisten sowie gute jüdische Botschafter für Israel im Ausland sind. Ich wünsche mir, dass sie beim Lösen ihrer Probleme nicht vom Staat abhängig sind und Initiative, Kreativität und persönliche Motivation zeigen, um die Gesellschaft im Sinne von „Freiheit und Verantwortung zu verändern.

NU: Erwarten Sie sich einen Beitrag zur Sicherheit Israels und zum Friedensprozess?

Jonathan Davis: Ich wünsche mir einen Beitrag zur Lebendigkeit und Vitalität Israels, auf dass niemand mehr folgern kann, Israel hätte kein Recht zu existieren oder gehörte zerstört. Ein starkes Israel garantiert eine starke Basis für Friedensverhandlungen. Ein hoher Prozentsatz unserer Studenten sind ehemalige Soldaten von Elite-IDF Einheiten, die, mehr wie jeder andere, nach Frieden streben.

NU: Hat die Universität Einfluss auf die israelische oder internationale Politik?

Jonathan Davis: Die Universität hat internationalen Einfluss durch die jährlich stattfindende Herzliya Konferenz. Sie hat inzwischen einen internationalen Namen erlangt und gilt schon als israelisches „Davos“, sie vertieft sich in strategische, soziale und wirtschaftliche Sicherheit und andere Themen, die Einfluss auf Israel und die Welt haben. Unser Institut für Counter-Terrorism ist weltberühmt und eine Art Mekka für hunderte Organisationen, Universitäten und Länder, die an Counter-Terrorism interessiert sind. Beide, Herzliya Conference und Institute for Counter-Terrorism, ziehen hunderte wirtschaftliche und politische Entscheidungsträger an. Der israelische Premierminister selbst übermittelt auf der Herzliya Conference jährlich eine Rede zur „Lage der Nation“.



Jonathan Davis, Vizepräsident für außerbetriebliche Angelegenheiten der Universität

Als Fünfjähriger im KZ

Die Verfolgung der ungarischen Juden im Zweiten Weltkrieg hat der Weltliteratur Meisterwerke wie „Roman eines Schicksallosen“ von Imre Kertész und „Neun Koffer“ von Béla Zsolt beschert. In diese Reihe stellt sich nun Peter Lantos mit seinen Lebenserinnerungen „Parallel Lines“, die er nach seiner Pensionierung als Professor für Neuropathologie in London verfasste.

VON AXEL REISERER

Noch einmal macht er sich als alter Mann auf die Suche nach seiner Kindheit und die Spuren des zerstörten Lebens seiner Familie. Die Erlebnisse des Kindes und die Nachforschungen des Erwachsenen laufen parallel und geben dem Buch nicht nur den Titel, sondern auch seinen besonderen Charakter.

Als Peter am 22. Oktober 1939 im verschlafenen südungarischen Provinznest Makó zur Welt kommt, wird er in einer der ersten Familien des Ortes geboren. Der Großvater mütterlicherseits hat einen gutgehenden Holzbetrieb aufgebaut, die Großmutter hält die weitverzweigte Familie mit eisernem Regiment zusammen. Seit 1740 siedelten Juden in der Gegend im Grenzgebiet zu Rumänien und Serbien. Nach der deutschen Besetzung Ungarns im März 1944 wird in wahnwitzigem Tempo die Vernichtung der ungarischen Juden betrieben. Als Peters Mutter 1944 seinem Vater einen gelben Stern an den Mantel heften muss, verlangt der Fünfjährige auch einen für sich.

Der Leidensweg der Familie Leipniker (Jahrzehnte später änderte Peter in Ungarn seinen Namen auf Lantos) führt über die Vertreibung aus dem Familienhaus in ein Ghetto, von dort in ein Deportationslager nach Szeged und schließlich ins KZ Bergen-Belsen. Im Durchgangslager Strasshof stirbt die Großmutter, im KZ erliegt der Vater dem Typhus. Sein wesentlich älterer Bruder Gyuri kommt unmittelbar nach Kriegsende auf dem Rückmarsch von der Front ums Leben.

Mit seiner Mutter kehrt Peter nach Kriegsende nach Ungarn zurück, aber sollten sie Hoffnung gehabt haben, an ihr früheres Leben anschließen zu können, so erfüllt sie sich nicht. „Nichts konnte jemals mehr so sein, wie es einmal war“, schreibt Lantos. Als Sechsjähriger bekommt er vieles noch nicht mit, doch als er aufwächst, muss er erleben, wie Diskriminierung und Antisemitismus fortbestehen.

Die Aufnahme an die medizinische Fakultät wird ihm trotz Bestnoten zunächst verweigert – im sozialistischen Ungarn ist er nun auch noch ein Klassenfeind. Es ist die unermüdliche, unbezwingbare Mutter, die ihn schließlich doch noch auf der Universität unterbringt. Nach ihrem Tod verlässt Peter 1968 seine Heimat. In Großbritannien beginnt er ein neues Leben und wird ein führender Experte für Neuropathologie, der mehrere Standardwerke verfasst hat und heute noch in der Alzheimer-Gesellschaft führend tätig ist.

„Ich habe ein fantastisches Leben gehabt“, sagt Peter Lantos. Selbstmitleid ist ihm fremd. Der Schilderung der täglichen Erniedrigung auf dem Appellplatz von Bergen-Belsen fügt er hinzu, dass ihn seine Mutter dort mit eiserner Strenge zum Lernen deutscher Worte und zum Kopfrechnen anhielt. Er verbindet ein warmherziges, großzügiges Wesen mit dem Kopf eines Wissenschaftlers. Das zeichnet sein Buch aus, das darf man auch im Gespräch mit ihm erleben.

INTERVIEW MIT PETER LANTOS

NU: Warum haben Sie dieses Buch geschrieben und warum jetzt?

Peter Lantos: Ich wollte über unsere Erlebnisse immer schon schreiben, aber nie als eine Art Exorzismus, um Dämonen der Vergangenheit zu bannen, denn diese habe ich nicht. Ich wollte als Wissenschaftler vorgehen und verschiedene Phasen meiner Kindheit untersuchen. Es ist außerdem so, dass wir nach dem Krieg nie darüber gesprochen haben. Erst als ich erwachsen wurde, habe ich meine Mutter zu befragen begonnen. Damals habe ich verstanden, dass alles, was geschehen ist, für immer mein Leben beeinflussen würde. Aber mir ist es auch sehr wichtig gewesen, dem Leser zu zeigen, dass ich dennoch ein wunderbares, erfolgreiches und intensives Leben hatte.

NU: Sie waren damals sehr jung. Würden Sie dennoch sagen, dass die Zeit 1944–1945 von der Deportation bis ins KZ Bergen-Belsen Ihr gesamtes Leben geformt hat?

Peter Lantos: In gewisser Weise sicherlich, denn es bleibt für immer bei einem. Allein die Verluste an Familienangehörigen. Das ist, was wirklich schmerzt. Nicht Häuser oder Gemälde oder Teppiche, sondern Menschen. Denn sie sind unwiederbringlich. Ich will aber keinesfalls behaupten, dass ich eine schreckliche Kindheit hatte, sondern ich hatte schreckliche Erlebnisse in einer Kindheit, die aus mehr bestand. Was ich in Bergen-Belsen erlebte, hat mich nie zu Rachegelüsten verführt.

NU: Das fällt auch beim Lesen Ihres Buchs auf, dass Sie vollkommen frei von jedem Hass zu sein scheinen.

Peter Lantos: Das erste Land, das ich als Erwachsener besuchen durfte, war die damalige DDR, und ich habe dort sehr nette Menschen getroffen. Ich war 20 oder 21 Jahre alt. Wenn ich völlig ehrlich bin, muss ich sagen, dass ich schon gerne gefragt hätte: „Was hat dein Vater oder Großvater während des Kriegs getan?“ Aber ich habe es nie getan.

NU: In Ihrem Buch beschreiben Sie, wie sich 1944 die Mitbürger in Makó „enthusiastisch“ der Verfolgung der Juden hingeben.

Peter Lantos: Manche haben sich tatsächlich selbst übertroffen in negativer Hinsicht. Es gab aber auch Familien, die jüdische Mitbürger versteckt haben. Man darf auch nicht vergessen, dass die Rote Armee praktisch vor der Tür stand, als die Deportation der Juden begann. Die Bestrebung, die Juden zu vernichten, war so dominierend, dass man alles darauf konzentriert hat, anstatt die Energien in den Kampf an der Front zu stecken. Das ist schon bemerkenswert.

NU: Wie war dann die Rückkehr für Ihre Mutter und Sie? Leicht hat man es Ihnen ja nicht gerade gemacht.

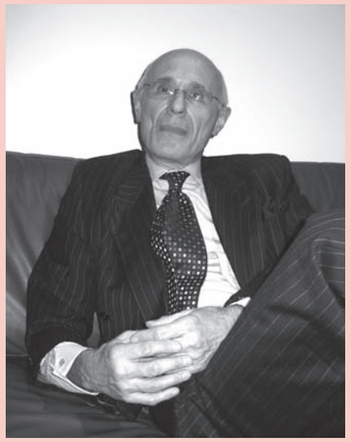
Peter Lantos: Es war ziemlich hart. Wir wollten das Familienunternehmen wieder beginnen, das kam aber alles zu einem Ende unter den Kommunisten. Und dann waren wir auf einmal Klassenfeinde, das war auch nicht gerade hilfreich.

NU: Wie würden Sie sich selbst beschreiben? Sie wurden in Ungarn geboren, leben seit 1968 in London und sind Jude. Was ist Ihre Identität?

Peter Lantos: Alles zusammen. Jude sein heißt, 3.000 Jahre Geschichte mit sich herumzutragen. In Ungarn geboren zu werden, gab mir meine Sprache, Erziehung und Kultur. Und in London habe ich ein Zuhause gefunden.

NU: Warum haben Sie nun begonnen, Hebräisch zu lernen?

Peter Lantos: Ich habe nie eine Bar-Mizwa gehabt und bevor ich 70 Jahre werde, möchte ich das nachholen. Bisher war ich ja ein „Zwei-Tage-im-Jahr-Jude“: Pessach und Jom Kippur sind die einzigen Festtage, die ich einhalte. Aber je älter ich werde, umso mehr ändert sich das.



Peter Lantos’ Buch hat in Großbritannien nicht nur hervorragende Kritiken in führenden Zeitungen geerntet, sondern erlebt bereits die zweite Auflage. Seit der Veröffentlichung ist Lantos ein gefragter Redner in Schulen, Seminaren und Diskussionsrunden. Über eine ungarische Ausgabe wird verhandelt. Auch deutschsprachigen Lesern sollte sein Buch nicht vorenthalten bleiben.

(Peter Lantos, Parallel Lines, Arcadia Books, London 2006, 246 Seiten)

Wiederbelebung eines versunkenen Rundfunk-Universums

Die 1930er und 1940er Jahre kann man als das „Goldene Zeitalter“ des jiddischen Rundfunks in den USA bezeichnen. Alles, was davon übrig blieb, sind etwa tausend Schallplatten. Sie erzählen eine faszinierende Geschichte über ein fast vergessenes Kapitel amerikanischer Kulturgeschichte, das jetzt umfangreich dokumentiert wurde.

VON HERBERT VOGLMAYR

Als Henry Sapoznik, der Direktor des Tonarchivs im YIVO (Institute for Jewish Research) in New York, im Frühjahr 1985 mit der Subway zum Times Square pilgerte, erging es ihm ein wenig wie dem König Saul, der die Eselinnen seines Vaters suchte und ein Königreich fand. Er fuhr zur New Yorker Radiolegende Joe Franklin, der sein dortiges Büro räumen musste und deshalb seine umfangreiche Sammlung an Nostalgie-Objekten aus dem Showbiz zum Verkauf anbot: Notenblätter, Werbefotos, alte Fan-Magazine, Stummfilmrollen (zum Teil unaufgespult) und Unmengen an alten Schellack-Schallplatten. Sapoznik war auf der Suche nach alten Klezmer-Schellacks, fand jedoch, auf dem Boden verstreut, viel größere Platten, die er vorher noch nie gesehen hatte und die sich als Schatz der jiddisch-amerikanischen Kultur entpuppten.

»Yiddish Melodies in Swing“ und „Life is Funny with Harry Hirschfield“ wurden jetzt für die Ewigkeit konserviert.

Es handelte sich um alte Aluminium-Platten, die noch vor den Schellacks als Aufnahmemedium in Gebrauch waren und einen Durchmesser von 16 Zoll (ca. 40 cm) haben. Sie sind mit Azetat beschichtet, einer weichen, plastikartigen Masse, die als Tonträger fungierte und eine relativ gute Tonqualität gewährleistete, jedoch nicht für eine lange Haltbarkeit bestimmt war. Sapoznik, dessen Muttersprache Jiddisch ist, entdeckte auf den verschlissenen Labels einige jiddische Brocken und Aufschriften wie „Yiddish Melodies in Swing“ oder „Life Is Funny with Harry Hirschfield“. Joe Franklin überließ ihm die etwa zwanzig Platten für die Barschaft von $ 30,-, die er gerade in der Tasche trug, und Sapoznik machte sich daran, einen alten Plattenspieler aufzutreiben, mit dem er die Platten abspielen konnte. Als er das geschafft hatte und die erste Platte auflegte, hörte er eine klare, kräftige Stimme mit folgender Ankündigung: „From atop the Loews State Theater Building – your American Jewish hour. The B. Manischewitz Company, world’s largest matzo bakers, happily present, Yiddish Melodies in Swing‘.“ (Vom Gebäude des Loews Staatstheaters – Ihre amerikanisch-jüdische Stunde. Die B. Manischewitz Company, der Welt größte Mazzes-Bäcker, freuen sich, jiddische Melodien in Swing zu präsentieren.) Und dann war er wie elektrisiert von der mitreißend swingenden Jazzversion des alten Pessach-Liedes „Dayenu“, womit eine 17 Jahre dauernde Bergeaktion begann, in der Sapoznik weitere Platten dieser Art und andere Überreste des American Yiddish radio suchte. Er fand etwas mehr als tausend Platten aus jener Zeit, wobei die größte Herausforderung darin lag, die zum Teil stark verschmutzten Platten zu reinigen und die oft schon stark ramponierte Azetatbeschichtung so weit zu restaurieren, dass man sie abspielen und auf moderne Tonträger übertragen konnte, was mit Hilfe eines darauf spezialisierten Tontechnikers gelang. Als all diese Schwierigkeiten überwunden waren, öffnete sich eine ganze Radiowelt, die einen außergewöhnlich vitalen Eindruck vom Leben der jüdischen Gemeinden in Amerika, insbesondere in New York, vermittelte, das sich in den Rundfunkprogrammen widerspiegelte. Die äußerst vielfältige Programmpalette der zahlreichen jiddischen Radiostationen (allein in New York waren es bis zu 23) umfasste neben Varieté-Programmen, Interviews mit den Leuten von der Straße und Werbespots für jüdische Betriebe auch Leitartikel in Reimen, Radiodramen, die das schwierige Immigrantenleben dramatisierten, und sogar einen Radiogerichtshof, in dem Mediationsverfahren übertragen wurden, die von einem Rabbi geleitet und für Juden eingerichtet worden waren, denen das amerikanische Justizsystem fremd war oder die zu arm waren, um sich ihr Recht bei einem behördlichen Gerichtshof zu verschaffen. Und über allem war da diese unglaublich mitreißende Musik, der Yiddish Swing, in dem Klezmer, die traditionelle Musik der osteuropäischen Juden, eine Fusion mit dem Jazz eingegangen war und – wie man es heute nennen würde – Crossover-Hits hervorbrachte, die einen immer noch lebendigen Eindruck vom brodelnden, vibrierenden Musikleben der Swing-Ära vermitteln.

Die Radio-Ära begann in den 20er Jahren, als die letzte von mehreren großen Einwanderungswellen abgeschlossen war, die seit der Wende zum 20. Jahrhundert mehr als zwei Millionen jüdische Immigranten aus Osteuropa ins Land gebracht hatte, deren gemeinsame Sprache das Jiddische war. In New York wimmelte es von Musikern, die in jiddischen Theatern, Restaurants, bei Hochzeiten und Bar Mizwas spielten und schnell das neue Medium für sich nutzten, sodass Anfang der 30er Jahre das jiddische Radio landesweit sendete. Die traditionelle Klezmermusik war vor allem bei den älteren Hörern beliebt, die dazu ein Leben lang getanzt hatten, während die jüngere Generation sich mehr für den modernen Jazz interessierte. Die Verbindung der beiden Musikrichtungen war also naheliegend und trug auch zu einer Verbindung zwischen den Generationen bei.

Der kometenhafte Aufstieg des Yiddish Swing begann 1937 mit dem Lied „Bei Mir Bistu Shein“ (Ich finde dich schön), gesungen von den Andrew Sisters. Es wurde von führenden Musikern jener Zeit (z.B. Benny Goodman) bearbeitet und in viele andere Sprachen übersetzt. Das Lied war sogar in Hitlerdeutschland ein Hit, bis die Nazis dahinterkamen, dass der Komponist ein Jude war und der Titel nicht, wie angenommen, aus einem süddeutschen Dialekt, sondern aus dem Jiddischen kam.

Herbert Voglmayr, Publizist in Wien. Letzte Veröffentlichungen: Weinreiseführer durch verschiedene italienische Weinregionen.
Die Psychoanalyse in der Tradition der Aufklärung.

Die Musik stammt von Sholom Secunda, der das Lied 1932 als Teil eines jiddischen Musicals komponierte, das aber bald wieder abgesetzt wurde. In den folgenden Jahren der wirtschaftlichen Depression verkaufte Secunda die Verwertungsrechte für das eine Lied um magere $ 30,– an die Musikverleger Jack und Joe Kammen. Als der Lyriker Sammy Cahn 1937 eine Show im Apollo-Theater in Harlem besuchte, traten dort zwei afroamerikanische Sänger auf, die das Lied „Bei Mir Bistu Shein“ sangen – in Jiddisch. Das Publikum tobte vor Begeisterung und Cahn reagierte schnell. Er überzeugte seinen Arbeitgeber, die Warner Brothers, die Rechte von den Kammen-Brüdern zu kaufen. Cahn schrieb einen neuen Text dazu und man engagierte ein lutheranisches Geschwistertrio aus Minnesota, deren Bandleader (passenderweise mit dem Namen Vic Schoen) das Lied im Jazzstil der 30er Jahre, also des Swing, arrangierte. Das Debüt mit den Andrew Sisters schlug ein wie eine Bombe und die Ära des Yiddish Swing hatte begonnen.

Sammy Cahn behauptete später, er habe von dem Geld, das er mit „Bei Mir“ verdiente, seiner Mutter ein Haus gekauft. Der Komponist Sholom Secunda jedoch ging leer aus, was seine Mutter als Strafe Gottes ansah. Sie ging ein Vierteljahrhundert lang täglich in die Synagoge, um Gottes Vergebung zu erbitten, weil sie glaubte, er habe ihren Sohn für eine Sünde bestraft, die sie selbst begangen hatte.

Die New Yorker Station WHN stellte innerhalb weniger Wochen ein Showprogramm mit dem Titel „Yiddish Melodies in Swing“ auf die Beine, das der neuen Musikrichtung gewidmet war und bis Mitte der 50er Jahre wöchentlich gesendet wurde. Dann kam mit dem Fernsehen das rasche Ende der Radio-Ära und damit der Niedergang der jiddischen Radiokultur, der aber auch noch andere Gründe hatte. Die Vernichtung eines Großteils der europäischen Juden durch die Nazis ließ den Strom an Einwanderern jiddischer Sprache fast zum Stillstand kommen, andererseits wandten sich frühere Einwanderer von der jiddischen Kultur ab, um sich in der Neuen Welt zu assimilieren. Und durch die Entscheidung Israels, Hebräisch zur offiziellen Sprache des neuen jüdischen Staates zu machen, wurde die jiddische Sprache an den Rand gedrängt.

Wenn man das Schicksal der jiddischen Sprache und die wenig dauerhaften Aufnahmemedien der damaligen Zeit bedenkt, grenzt es an ein Wunder, dass es überhaupt noch Überreste aus dem „Goldenen Zeitalter“ des jiddischen Rundfunks gibt. Es ist das Verdienst von Henry Sapoznik und seinem Team, mit dem Yiddish Radio Project dieses Kapitel der amerikanischen Kulturgeschichte dem Vergessen entrissen zu haben. Die Tondokumente, die sie gesammelt und auf moderne Tonträger übertragen haben, vermitteln einen durchaus lebendigen Eindruck von der vibrierenden, überschäumenden Kreativität und Vitalität dieser Kultur. CDs und Kassetten sind auf der Website www.yiddishradioproject.org zu erwerben, wo man auch umfangreiche Informationen zu diesem Projekt und zur Geschichte der jiddisch-amerikanischen Kultur findet.

In memoriam Gerhard Bronner

Um Gerhard Bronner war es nie still, aber doch stiller geworden. Möglicherweise hatte es ihn sogar geschmerzt, dass just sein 80. Geburtstag, den er am 23. Oktober 2002, unterstützt von Freunden und Weggefährten, mit einer fulminanten Gala im Konzerthaus feierte, die Gelegenheit bot, sich wieder einmal mit ihm und seinem Werk auseinanderzusetzen. Ich bat ihn um ein ausführliches Interview für den „Standard“, das er mir gerne gewährte, auch wenn seine Erwartungen gering waren: Nicht nur einmal hatte er die Kulturredaktion der Zeitung seines Sohnes kritisiert. Ich besuchte Gerhard Bronner am 8. Oktober nachmittags in der Böcklinstraße. Er war zwar längst wieder zurückgekehrt aus Florida, aber seine Wohnung, eher lieblos eingerichtet, vermittelte nicht den Eindruck, als würde er tatsächlich in ihr leben. Sie war eher eine Arbeitsstätte. Wir saßen auf zwei Ledercouchs, Bronner rauchte genussvoll bedächtig. Wenige Tage später schickte ich ihm die Abschrift zur Korrektur; er hatte fast nichts zu verbessern. Und er dankte für das Interview. Es schien mir nicht geheuchelt.

VON THOMAS TRENKLER

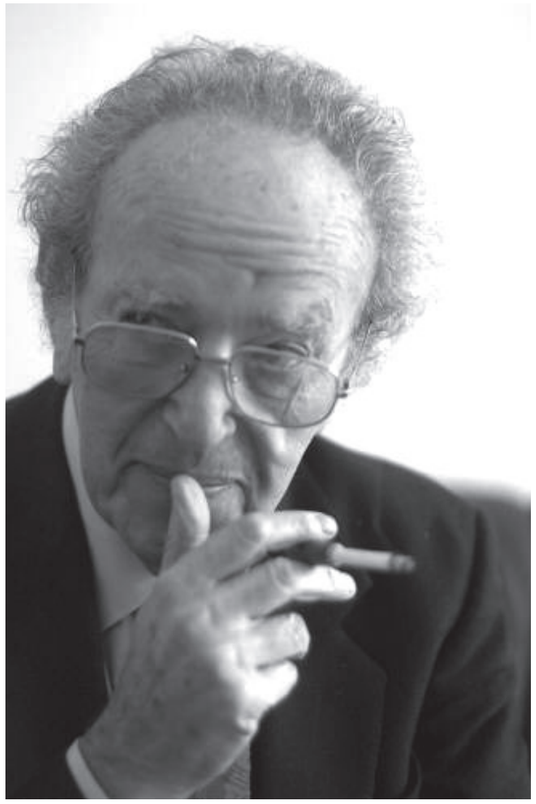
NU: Hans Weigel hat einmal über Sie geschrieben: „Er ist nur zufällig wieder in Wien: Er wollte hier die Fahrt unterbrechen – da hörte er im Rundfunk ein Lied von Alexander Steinbrecher und sagte sich: ‚In dieser Stadt könnte man bleiben.‘ So währt die Fahrtunterbrechung bis heute.“ War es so?

Gerhard Bronner: Absolut. Meine Schwiegereltern hatten die Emigration in Schanghai verbracht und waren nach Wien zurückgekehrt. Sie wollten mit Recht ihre Tochter wiedersehen, mich und ihren Enkel (Standard-Herausgeber Oscar Bronner, Anm.) kennenlernen. Und ich hatte ein Engagement in London angeboten bekommen. Meine Frau bestand daher darauf, dass wir über Wien fahren. Ich sagte zu ihr: „Von mir aus, aber ich garantier dir, länger als einen Monat bleib ich in dieser Scheißstadt nicht.“ Wien war im 48er Jahr wenig einladend: lauter verhärmte Menschen, enttäuschte Nazis mit schlechtem Benehmen, es gab nicht viel zum Essen. Eines Abends dreh ich das Radio auf und höre eine Sendung vom Alexander Steinbrecher. Und da hab ich plötzlich eine Art von Wiener Kultur entdeckt, von der ich gar nicht mehr wusste, dass es sie jemals gegeben hat. Kurze Zeit später lernte ich Steinbrecher und Weigel kennen. Sie bestärkten mich, dazubleiben. Und so habe ich nie mein Engagement in London angetreten.

NU: Dass Sie Musiker, Komponist und Kabarettist werden würden, war Ihnen ja nicht gerade in die Wiege gelegt: Sie sollen eine Lehre als Schaufensterdekorateur begonnen haben.

Gerhard Bronner: Ich war ein schlechter Schüler, sogar ein sehr schlechter. Eines Tags wurde ich in Geometrisch Zeichnen geprüft. Der Lehrer stellte eine Frage und ich antwortete wie aus der Pistole geschossen: „Das weiß ich nicht.“ Ich habe nicht einmal ein Nachdenken simuliert. Auch auf die zweite und die dritte Frage antwortete ich: „Das weiß ich nicht.“ „Ja hast du das denn nicht gelernt?“ „Nein. Weil es mich nicht interessiert.“ Das war vermutlich die erste ehrliche Antwort, die der Lehrer von einem Schüler gehört hat. Und der Grund, warum ich in der vierten Klasse rausgeflogen bin. Meine Eltern konnten sich das Gymnasium zudem nicht wirklich leisten: Sie mussten, weil ich eben ein schlechter Schüler war, das volle Schulgeld bezahlen. Da meinte mein Vater, es hat eh keinen Sinn. Zufällig war eine Lehrstelle in einem Warenhaus in Favoriten mit vierzehn Schaufenstern frei. Und so lernte ich bis ins 38er Jahr Schaufenster zu dekorieren. Aber ich habe das nie ausgeübt. Keinen Moment lang. Hin und wieder denke ich mit Schaudern daran zurück: Wäre der Hitler nicht einmarschiert, wäre ich vielleicht Schaufensterdekorateur geworden.

NU: Na ja, Sie haben doch schon damals musiziert.



Gerhard Bronner: Soweit ich musizieren konnte. Denn als ich neun Jahre alt war, wurde das Klavier, auf dem ich gelernt habe, gepfändet, weil mein Vater Schulden hatte. Ich konnte also nur musizieren, wenn ich wo eingeladen war, wo ein Klavier stand. Da ich aber ganz gut nach dem Gehör spielen konnte, was die Leute hören wollten, Schlager und solches Klumpert, war ich ein gesuchter Gast. Später kaufte ich mir eine sehr, sehr gebrauchte Gitarre, auf der ich zu zimbeln lernte. Und wenn ich in einem Jugendclub war, spielte ich auf ihr und sang Stanzln dazu, die ich zum Teil schon selbst komponiert hatte. Einige könnte ich sogar heute noch zimbeln.

NU: Waren Sie schon in der Zeit des Austrofaschismus ein politisch interessierter Mensch?

Gerhard Bronner: Als Sechsjähriger hat mich mein Bruder Oskar zu den Roten Falken gebracht. Er war zehn Jahre älter, ein Schulfreund vom Kreisky, und gemeinsam haben sie die SAJ, die Sozialistische Arbeiterjugend, im 4., 5. und 10. Bezirk geleitet. Mein Bruder war auch beim Schutzbund. Ich bin daher durchaus sozialdemokratisch aufgewachsen, ohne genau zu wissen, was das eigentlich ist. Ich bin zwar nie einer Partei beigetreten und würde es auch nicht. Aber bis zum heutigen Tag ist meine spontane Reaktion, wenn ich mit einem politisches Problem konfrontiert werde, eine sozialdemokratische. Dann erst denk ich drüber nach. Und hin und wieder ergibt es sich, dass ich mein Urteil revidiere. Denn auch die Sozialisten haben ja nicht immer recht.

NU: Ihr Vater wurde bereits eine Woche nach der Machtergreifung inhaftiert und kam ins KZ Dachau. Warum hat Ihre Familie nicht schon frühzeitig an Flucht gedacht? Man wusste ja, wie Hitler in Deutschland agierte.

Gerhard Bronner: Weil mein Vater ein edler Tor war. Er behauptete: „Ich war Frontsoldat im Ersten Weltkrieg, ich wurde verwundet.“ Er war sogar beim Bund jüdischer Frontkämpfer! „Ich hab mein Lebtag kein Verbrechen begangen, mir kann nichts passieren.“ Dass er schließlich vergast werden könnte, auf die Idee ist er nicht gekommen.

NU Sie hingegen dachten schon bald nach dem Einmarsch an Emigration.

Gerhard Bronner: Ja. Ich wollte legal auswandern, hatte aber keinen gültigen Pass. Ich musste um einen neuen ansuchen, den berühmten deutschen Pass mit dem „J“. Aber dazu brauchte ich eine Steuerunbedenklichkeitserklärung. Für diese musste ich mich unzählige Stunden bei der Finanzlandesdirektion anstellen. Der Beamte sagte mir schließlich, ich müsse nachweisen, dass ich meine Steuern bezahlt hätte. Ich antwortete: „Ich bin 15-einhalb Jahre alt, habe kein Einkommen. Von was soll ich Steuern zahlen? „Dann muss dein Vater die Erklärung vorlegen.“ „Der kann sie nicht vorlegen, der ist im KZ.“ „Dann musst halt warten, bis er wieder herauskommt.“ „Und wovon soll ich bis dahin leben?“ - „Hat dir ja keiner angschafft, dass du leben sollst.“ Das war’s. Meine einzige Chance war ein illegaler Grenzübertritt in die Tschechoslowakei, der mir auch gelang. So bin ich der einzige Überlebende meiner Familie. Und das verdanke ich einem Gesetzesbruch.

> »Wäre der Hitler nicht einmarschiert, wäre ich vielleicht Schaufensterdekorateur geworden.«

NU: Warum kam eigentlich Ihr Vater, ein kleiner Tapezierer, derart früh ins KZ?

Gerhard Bronner: Wie mein Bruder war auch mein Vater ein sehr aktiver Sozialdemokrat. Er hatte damals am Wiedner Gürtel direkt gegenüber dem Süd- beziehungsweise Ostbahnhof ein Geschäft. Einmal in der Woche kam ein Mann mit dem Zug aus Brünn und hatte in seinem Rucksack die Arbeiter-Zeitung, die dort gedruckt werden musste, weil die SP ja während des Austrofaschismus verboten war. Diese Zeitung war kleinformatig, aus Dünndruckpapier und hatte sechzehn Seiten. Mein Vater übernahm diese Zeitungen und verteilte sie. Das hat sich natürlich herumgesprochen: Er wurde vernadert. Mein Bruder wurde gleich mit verhaftet, kam ebenfalls nach Dachau – und dort um.

NU: Ihr Vater hingegen wurde wieder freigelassen.

Gerhard Bronner: Ja, er kam ein halbes Jahr später aus Dachau heraus. Er schrieb mir nach Brünn, dass es meinen Bruder nicht mehr gibt, erwähnte aber mit keinem Wort,

was sich dort abgespielt hatte. Stattdessen schickte mir mein Vater, den ich nur dunkelhaarig kannte, ein Foto von sich: Er hatte schneeweiße Haare. Was ihm in Dachau alles passiert ist: Ich will es gar nicht wissen.

NU: Und trotz dieser Tortur dachte er nicht an Flucht?

Gerhard Bronner: Ich schrieb ihm: „Komm doch nach Brünn!“ Und er schrieb mir zurück: „Ich habe nichts verbrochen, ich habe keinen Grund zur Flucht.“

NU: Sie schlugen sich als Straßenmusikant durch, konnten aber nicht lange in Brünn bleiben. Hitler marschierte Anfang Oktober im Sudetenland ein …

Gerhard Bronner: Und plötzlich war die deutsch-tschechische Grenze nur vierzehn Kilometer von Brünn entfernt. Die neue tschechische Regierung wies zudem alle Emigranten an, das Land binnen 48 Stunden zu verlassen. Und so bin ich mit einem Freund über Pressburg donauabwärts getrampt, bis ich in Rumänien auf einen illegalen Transport nach Palästina stieß. Im Laderaum des ausrangierten griechischen 600-Tonnen-Frachters, der „Draga“ hieß, befanden sich gut 4.500 Flüchtlinge. Dementsprechend waren die Verhältnisse und die Verpflegung. Jeder konnte pro Tag nur eine Stunde an Deck sein, um Luft zu schnappen.

NU: Sie passierten Istanbul, landeten in Palästina, konnten im Gegensatz zu vielen anderen schon bald von Bord. Wie ging es dann weiter?

Gerhard Bronner: Ich lebte in Netanya, wo das Schiff gelandet war, arbeitete als Deichgräber, pflückte Orangen, zerschnitt die schlechten, die nicht exportiert werden konnten, und verfütterte sie an Kühe.

NU: In einem Interview sagten Sie einmal, Sie hätten als 19-Jähriger, also 1941, ein Streichquartett geschrieben.

Gerhard Bronner: Nein, das war nur ein bescheidener Versuch, mit Streichinstrumenten umzugehen. Er ist nicht der Rede wert.

NU: Aber Sie wollten weiterhin Musiker werden.

Gerhard Bronner: Ja, das hat mich am meisten interessiert. Ich musste mir jedoch alles selbst beibringen: Ich hab mir Bücher besorgt und die Harmonielehre studiert. Aber ich hatte ja nicht einmal ein Klavier, nur ein Akkordeon.

NU: Haben Sie nicht als Musiker für die britische Armee gearbeitet?

Gerhard Bronner: Ja, die englischen Soldaten, die es in dieser Gegend in rauen Mengen gab, mussten unterhalten werden. Dafür gab es eine eigene Organisation, die zuerst ENSA, später CSE, Combined Services Entertainment, hieß. Ich wurde als Begleiter am Klavier engagiert. Die Show war derart erfolgreich, dass sie laufend erweitert wurde. Zuerst spielte ich allein, dann kam ein Bassgeiger dazu, ein Gitarrist, ein Schlagzeuger, drei Bläser … Und zum Schluss leitete ich vom Klavier aus ein 24-Mann-Orchester. Einige waren sehr gute Musiker, der erste Geiger zum Beispiel war der ehemalige Konzertmeister der Bukarester Philharmonie. Der hat mir viel beigebracht. Ich hab also von den Leuten, die ich dirigiert hab, gelernt.

NU: Wussten Sie zu jener Zeit schon, wie es Ihren Eltern ergangen war?

Gerhard Bronner: Nein. Ich habe erst nach dem Krieg erfahren, dass sie 1943 nach Minsk deportiert wurden. Einmal, das war noch vor dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, bekam ich einen Brief. Meine Eltern schrieben an Verwandte in Amerika mit der Bitte, ihn an mich weiterzuleiten. Und ich habe über Amerika zurückgeschrieben – ich weiß aber nicht, ob meine Eltern den Brief noch erhalten haben.

NU: Sie waren seit 1938 auf sich allein gestellt. Haben Sie darunter gelitten?

Gerhard Bronner: Sie müssen das mit anderen Maßstäben messen. Die Flucht war für mich eine Art Karl-May-Abenteuer. Außer, wenn ich Hunger hatte, das war scheußlich. Und später, bei den Engländern, ist es mir eigentlich schon sehr gut gegangen. Es gab genügend zu essen, auch Fleisch, kein Vergleich zu meiner Kindheit.

NU: In Palästina haben Sie dann Ihre Frau kennengelernt?

Bronners Rauchutensilien und sein Grab neben Torberg und Schnitzler

»Wenn Sie es euphemistisch ausdrücken wollen, dann war es eine Jugendliebe. Wir waren Verlorene, haben nicht gewusst, wie es weitergehen wird.«

Gerhard Bronner: Nein, die kannte ich schon aus Wien.

NU: Eine Jugendliebe also?

Gerhard Bronner: Wenn Sie es euphemistisch ausdrücken wollen, dann war es eine Jugendliebe. Wir waren Verlorene, haben nicht gewusst, wie es weitergehen wird. Vor allem aber: Wir konnten miteinander in unserer Muttersprache kommunizieren. Sie stammte aus einem sehr wohlhabenden Haus und wurde in eine Mädchenschule in der Nähe von Jerusalem geschickt, ist also – im Gegensatz zu mir – völlig legal eingewandert. Irgendwie hat sie erfahren, dass ich in Palästina bin. Sie schrieb mir, wir haben uns dann getroffen, und als sie mit der Schule fertig war, ist sie zu mir nach Netanya gekommen. Als sie achtzehn war, haben wir geheiratet.

NU: Das muss 1941 gewesen sein.

Gerhard Bronner: Ja, damit wir uns das Datum merken, wählten wir den 1. Jänner. Wir alle, die wir im Militärdienst standen, mussten damit rechnen, den Krieg nicht zu überleben. Aber die Witwen würden eine Pension bekommen. Und deshalb haben wir geheiratet. Es gab damals ständig Unruhen, es gab Attentate, zum Teil von arabischen, zum Teil von jüdischen Terrororganisationen. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Nach dem Krieg lebte ich, weil die Band aufgelöst worden war, in Haifa und arbeitete dort für einen englischen Soldatensender. Ich hatte das Angebot gerne angenommen, denn es gab ein Archiv mit 16.000 Schallplatten, und ich lernte, Programme zusammenzustellen. Ich konnte mir die Platten anhören, sie miteinander vergleichen, mir meinen Geschmack bilden. Und einmal im Monat kam aus London per Schiff eine neue Ladung mit Schallplatten. Meine Aufgabe war es, mit einem Chauffeur zum Hafen zu fahren und diese Ladung in Empfang zu nehmen. Einmal aber heiratete ein Freund, ich spielte Klavier, sang Stanzln, es wurde sehr spät – und am nächsten Morgen hab ich verschlafen. Es musste also ein anderer statt mir zum Hafen. Und der kam bei einem Attentat einer vermutlich jüdischen Terrororganisation ums Leben. Natürlich hat mir niemand geglaubt, dass ich von diesem Anschlag nichts wusste. Meine englischen Freunde im Soldatensender redeten daraufhin kein Wort mehr mit mir.

NU: War das mit ein Grund, warum Sie Palästina im Frühjahr 1948 verließen?

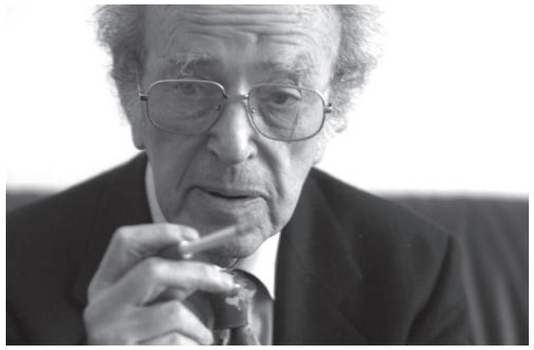
Gerhard Bronner: Nein, der Sender wurde geschlossen, ich wäre arbeitslos gewesen. Das Engagement nach London kam mir daher sehr recht. Wir setzten nach Italien über und fuhren mit dem Zug über Venedig nach Wien.

NU: Sie arbeiteten dann für die Amerikaner beim Sender Rot-Weiß-Rot.

Gerhard Bronner: Das war auch einer dieser sonderbaren Zufälle! Ich hatte in Haifa einen Mann kennengelernt, der ganz gute englische Texte schrieb, von denen ich einige vertonte. Er hieß Joschi Silberfeld. In Wien ging ich mit dem Fotografen Erich Lessing, den ich in Haifa als Taxifahrer kennengelernt hatte, spazieren – und plötzlich kommt mir der Joschi Silberfeld entgegen. Er war damals Programmchef bei Rot-Weiß-Rot. Wie er das angestellt hatte, weiß ich nicht, aber die Amerikaner haben natürlich Leute gesucht, die perfekt Englisch konnten und keine Nazis oder Kollaborateure waren. Und Silberfeld, der nun Joseph M. Sills hieß, holte mich zum Sender.

NU: 1950 sollen Sie dann Helmut Qualtinger in der Rustenschacher-Sauna kennengelernt haben.

Gerhard Bronner: Ich hatte bereits ein Engagement im Kabarett Simpl hinter mir und an einem sehr guten Programm mitgewirkt, das der Weigel geschrieben hatte. Ich hatte also schon ein bissl Kabaretterfahrung. Das hat der Qualtinger gewusst – und er hat mich angesprochen. Er war mir schon aufgefallen: Denn er ist in der Sauna in der Badehose herumgerannt – mit einer prall gefüllten Aktentasche unterm Arm. In dieser befanden sich seine gesammelten Werke, aus denen er mir sofort vorzulesen begann. Und wir haben uns zusammengeredet. Aber der Stein – oder vielmehr Mann – des Anstoßes war der Michael Kehlmann, der eine zeitversetzte Version vom „Reigen“ machen wollte, den „Reigen 51“, und mich fragte, ob ich die Musik und die Überleitungen machen wolle. Natürlich war ich bereit dazu. Dieses Programm wurde von Kehlmann, Carl Merz und Qualtinger geschrieben. Das war unser erster großer Erfolg. Und wir hatten das Gefühl, wenn wir zusammenbleiben, können wir es vielleicht noch zu etwas bringen. Aber ganz anders, als wir es uns erwartet hatten: Im 53er Jahr bin ich mit dem Kehlmann nach Hamburg, und wir haben zu einer Zeit, als es in ganz Deutschland nur 5.000 Fernsehapparate gab, Sendungen gemacht, alles live natürlich. Der Kehlmann führte Regie, ich schrieb und komponierte. Wir konnten experimentieren, und das war das Wichtigste. Denn die Zuschauer haben eine Sendung nie nach dem Inhalt beurteilt, sondern nur nach der Qualität des Empfangs. Wir konnten daher alles machen. Solange das Bild gut war.



NU: In Wien hatten Sie aber 1950 die Marietta–Bar gepachtet.

Gerhard Bronner: Ja. Der Erste, den ich engagierte, war der Peter Alexander, der als zweite Besetzung im Bürgertheater praktisch nie etwas zu tun hatte. Aber ich wusste, wie gut er ist, und bat ihn, bei mir aufzutreten, was er auch tat – mit dem größten Erfolg. Und er wurde in der Marietta von einem Schallplattenproduzenten entdeckt. Die Liane Augustin ist bei mir aufgetreten, der Ernstl Waldbrunn. Das Geschäft lief gut, aber mir ist fad geworden, und so gab ich die Marietta auf und ging eben nach Hamburg. Dort gab es während der Proben immer wieder Publikumsführungen. Einmal kamen 50 Pastoren in voller Montur ins Studio. Da wusste ich: Jetzt ist es Zeit, das Fernsehen zu verlassen. Und als ob es ausgemacht gewesen wäre, rief mich der Besitzer der Marietta an und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, die Bar zu kaufen. Sie kostete fast auf den Groschen genau das, was ich mir in Hamburg erspart hatte. Und so kam ich 1955 wieder nach Wien zurück.

NU: Bereits 1952 war „Brettl vorm Kopf“ mit dem Lied „Der g’schupfte Ferdl“ herausgekommen. Nun folgten die weiteren mittlerweile legendären Programme, wie „Blattl vorm Mund“, „Brettl vorm Klavier“, „Marx und Moritz“ und „Glasl vorm Aug“. Die Zusammenarbeit mit Carl Merz, Helmut Qualtinger, Georg Kreisler und Peter Wehle soll aber nicht ganz konfliktfrei gewesen sein. Es wurde an jedem Satz gefeilt.

Gerhard Bronner: Ich bin eben als Sozialdemokrat aufgewachsen. Der Merz war ein Kohlrabenschwarzer. Der Kreisler eigentlich ein Kommunist. Der Wehle war ein katholischer Monarchist. Und der Qualtinger ein Nihilist. Eine politische Nummer zu schreiben, war also nicht ganz einfach. Zum Beispiel: Qualtinger und Merz wollten vor Augen führen, dass eine Koexistenz mit den Kommunisten im Ostblock nicht denkbar ist. Der Kreisler hat protestiert und gesagt, er steigt aus. Und zu Saisonende ist er dann auch ausgestiegen.

NU: Sie sollen einmal gesagt haben, das Team sei 1961 aufgrund von „Barackenkoller“ zerfallen.

Gerhard Bronner: Das hat der Qualtinger so bezeichnet. Wenn man so viele Jahre gemeinsam in einer Garderobe sitzt, hat man genug voneinander. Aber das war nicht der eigentliche Grund. Sondern: Nach einer Vorstellung von „Hackl vorm Kreuz“ kam der Regisseur Oscar Fritz Schuh zum Qualtinger und sagte ihm: „Ich übernehme in der nächsten Saison das Schauspielhaus in Köln und möchte, dass Sie bei mir Richard III. spielen.“ Qualtinger war völlig von den Socken – und sagte, er hört mit dem Kabarett auf. Was er auch tat. Richard III. hat er aber bis zu seinem Lebensende nie verkörpert. Stattdessen spielte er den „Herrn Karl“. Ich baute inzwischen ein neues Ensemble auf – mit dem Peter Orthofer, dem Kuno Knöbl, dem Dieter Gogg, dem Gert Steffen. Eines Tages kam der Erich Neuberg, Oberspielleiter des Fernsehens, zu mir und sagte: „Der Quasi möchte wieder mit dir Kabarett machen, und zwar im Fernsehen.“ Schließlich hatten wir 1958 fast jeden Monat ein Fernsehkabarett gemacht, es hieß „Spiegel vorm Gesicht“ und war ungemein erfolgreich. Aber ich sagte ihm, ich könne doch nicht meinem neuen Ensemble im Fernsehen Konkurrenz machen – denn dieses Kabarett würde natürlich viel erfolgreicher sein als das, was ich im Kärntnertortheater produzierte. Das hat der Neuberg eingesehen. Aber der Qualtinger nicht. Und er war viele Jahre bös auf mich.

»Lieder sind nicht nur ein Zeitvertreib, Lieder sind auch ein geistiges Symptom, sie entstehen nicht zufällig.«

NU: Eine Nummer aber haben Sie später doch gemeinsam für das Fernsehen gemacht.

Gerhard Bronner: Wir schrieben eine Nummer, die mir noch heute gefällt, darüber, wie ein Gastarbeiter die Österreicher sieht. Also eine Nummer, die der Qualtinger in seiner guten Zeit aus dem linken Westentaschl gespielt hätte. Aber er konnte es nicht mehr. Sein Gehirn war durch die vielen Entwöhnungskuren und Elektroschocks schon so korrodiert. Es war schon immer schwer, ihm eine musikalische Nummer beizubringen, aber es ging. Nun aber brauchte er bei der Aufzeichnung für diese drei Minuten über zwanzig Schnitte. Er hatte diesen Beruf leider verlernt.

NU: Hat es Sie eigentlich gegrämt, dass der Qualtinger mit dem „Herrn Karl“ einen derartigen Erfolg feierte?

Gerhard Bronner: Nein, es hat mich nur gewundert. 95 Prozent des „Herrn Karl“ stammen vom Merz, die Idee hatte der Nikolaus Haenel, und der Qualtinger hat da und dort bloß ein Lichterl aufgesetzt.

NU: Zusammengearbeitet haben Sie dann nur mehr mit Peter Wehle.

Gerhard Bronner: Ja, insgesamt 38 Jahre lang. Bis zu seinem Tod. Wir haben beide komponiert, Texte geschrieben, Klavier gespielt und vorgetragen. Bevor wir einander kannten, wurden wir immer gegeneinander ausgespielt. Wenn ich ein Angebot bekam und die Höhe meines Honorars nannte, hieß es, der Wehle macht das weit billiger. Und ihm ging es genauso. Bis wir uns absprachen. Kurz danach bekamen wir unabhängig voneinander einen Auftrag für eine größere Sache des Senders Rot-Weiß-Rot. Da haben wir uns gesagt: „Schreiben wir das miteinander, das geht gschwinder.“ So sind wir zusammengekommen. Die Firma nannten wir „Die vereinigten Chanson-Werke Bronner und Wehle“.

NU: Sie spielten auch genau definierte Typen.

Gerhard Bronner: Der Wehle war der depperte Schusslige, ich der unangenehme Gscheite. Ich kann Ihnen versichern: Einige der bösesten Sätze, die ich in einer Doppelconférence über den Wehle sagte, stammen eigentlich von ihm. Zum Beispiel der Schüttelreim: „Es tut mir in der Seele weh, wenn ich den Peter Wehle seh.“

NU: Das hat das Publikum natürlich nicht wissen können: Es setzt die Figur mit der Person gleich.

Gerhard Bronner: Natürlich. Wehle, der Jus und Germanistik studiert hatte, saß einmal im Kaffeehaus und las die Zeitung. Da spricht ihn ein Gast an: „Sie sind doch Doktor.“ „Eigentlich doppelter Doktor.“ „Sagen Sie, wie können Sie es ertragen, dass dieser arrogante Bronner Sie im Fernsehen so behandelt?“ Dass wir diese Typen nur gespielt haben, kapiert ein normales Publikum ja nicht.

NU: Mit Georg Kreisler hingegen war eine Zusammenarbeit nicht mehr möglich?

Gerhard Bronner: Ja. Der hat Sachen geschrieben in Deutschland! „Liegt der Staatsanwalt in seinem Blut, dann geht’s mir gut, dann geht’s mir gut.“ Entsetzlich!

NU: Ihre Kritik an den aggressiven Texten der deutschen Liedermacher wie Wolf Biermann und Franz Josef Degenhardt sorgte für eine Erregung: Thomas Rothschild bezeichnete Sie in der „Frankfurter Rundschau“ als „arrogant-konservativen Berufspessimisten“. Sie entgegneten: „Lieder sind nicht nur ein Zeitvertreib, Lieder sind auch ein geistiges Symptom, sie entstehen nicht zufällig.“ Und zitierten eine Zeile aus einem illegalen Nazi-Lied, mit dem Sie 1935 in der Schule konfrontiert worden waren: „Wenn’s Judenblut vom Messer spritzt“. Seither seien Sie auf politische Lieder dieser Art sehr allergisch.

Gerhard Bronner: Ja. Nach dem Mord an dem Industriellen Hanns Martin Schleyer 1977 machte ich in der Radiosendung „Schlager für Fortgeschrittene“ eine Folge, die nur aus Liedern bestand, die zum Terror aufriefen. Diese Sendung hat in Deutschland ungeheure Furore gemacht. Und hatte zur Folge, dass die großen Schallplattenfirmen sich die Texte anschauten, bevor sie diese auf Platte veröffentlichten.

NU: Sie haben sich auch wiederholt sehr negativ über die Beatles geäußert. Warum eigentlich?

Gerhard Bronner: Ich hasse jede Art von Personenkult, egal, ob das der Stalin ist, der Hitler oder Karajan oder die Rolling Stones. Die Beatles waren Schlagerschreiber und Vortragende – und kein Grund, um einen Kult um sie aufzubauen. Meine Kritik war in erster Linie gegen die Fans gerichtet. Zudem haben sie Rauschgift salonfähig gemacht, was mich wahnsinnig störte. Im Song „Lucy in the Sky with Diamonds“ LSD zu verherrlichen – da spiel ich nicht mit! Deshalb habe ich mehrmals gegen die Beatles polemisiert - und ich nehme nicht ein Wort zurück. Dass sie nebenbei einige sehr gute Lieder geschrieben haben, keine Frage.

NU: Sie waren immer unangenehm – auch in Ihren Kabaretts: Sie prangerten Missstände an, kritisierten die Politiker.

Gerhard Bronner: Ich habe Kabarett als „Kritik an der reinen Unvernunft“ definiert. Und die Unvernunft geht ja bekanntlich durch sämtliche Parteien und sämtliche Bevölkerungsschichten.

NU: Sie haben mitunter auch aktiv Politik betrieben: Aufgrund Ihres Lieds „Der Papa wird’s schon richten“ musste der damalige Nationalratspräsident Felix Hurdes, der einen Autounfall seines Sohnes zu vertuschen versuchte, zurücktreten.

Bronner mit seinem Partner Qualtinger in der „Travnicek“-Szene um 1960 und mit Kreisler und Wehle in „Das Klavierspiel“.

Gerhard Bronner: Ich hätte die Nummer aber auch geschrieben, wenn der Hurdes ein Roter gewesen wäre. Sie war nicht so sehr gegen den Hurdes oder dessen Sohn gerichtet, sondern gegen die Polizei, die sich von einem Bonzen beeinflussen ließ, und die Justiz, die den Fall niederschlug. Eine Anekdote am Rande: Mitte der 60er Jahre erarbeitete ich gemeinsam mit dem Reinhard Federmann im Kärntnertortheater ein Programm mit dem Titel „Compañero olé“, das sich mit dem Fall Franz Olah, der aus der SPÖ ausgeschlossen worden war, beschäftigte. Wir hatten sehr viel Hintergrundmaterial gesammelt, unter anderem auch über die Finanzierung der „Kronen Zeitung“. Damit das Programm nicht verboten werden konnte, haben wir das Ganze in ein Phantasieland nach Südamerika verlegt. In einer Sitzung des SP-Zentralkomitees wurde daraufhin der Antrag gestellt, mich aus der Partei auszuschließen. Und Otto Probst, damals der Zentralsekretär, musste zu seinen Genossen sagen: „Da werdet ihr euch schwertun, meine Herren. Der ist gar kein Mitglied bei uns.“

NU: Sie wussten doch ganz genau, dass Sie sich mit Ihrer Kritik unbeliebt machen. Wie geht man damit um? Man will doch geliebt werden?

Gerhard Bronner: Nein. Man will zur Kenntnis genommen werden. Und vielleicht verstanden werden. Ins Theater kommen von vornherein nur die Leute, die mein Kabarett hören wollen. Ich bin mir daher vorgekommen wie einer, der älteren Damen erklärt, dass Witwenverbrennungen schädlich sind. Im Fernsehen hingegen konnte ich auch Andersdenkende erreichen. Und die Menschen, die geglaubt haben, dass Hitler gut war für Deutschland, haben sich natürlich, wenn sie meine Polemiken gegen die Neonazis gehört haben, auf den Schlips getreten gefühlt. Das Gleiche passierte, wenn wir gegen die Schwarzen oder die Roten polemisierten.

NU: Sie sagten einmal: Der einzige Platz für einen anständigen Menschen ist zwischen den Stühlen. Das bedeutet ziemlich viele Schwierigkeiten.

Gerhard Bronner: Weiß Gott, natürlich.

NU: Sie sind in den 80er Jahren nach Florida übersiedelt. Eigentlich, um in den Ruhestand zu treten. Aber Sie haben ein Buch und Lieder für behinderte Kinder geschrieben, Sie haben eine Messe für eine Synagoge komponiert – und sind dann doch wieder nach Österreich zurückgekehrt.

Gerhard Bronner: Ja. Ich hatte zwar meine Steuerschulden gezahlt, aber die Steuerstrafe empfand ich als ungerechtfertigt: Ein CV-Richter hatte mich auf eine Art und Weise behandelt, dass ich mich weigerte, die Million Schilling zu zahlen, die ich natürlich hätte zahlen können. Deshalb konnte ich nicht zurückkommen. Da haben Freunde – unter anderem Robert Jungbluth – eine Initiative in die Wege geleitet. Die Strafe zahlten schließlich der ORF, die CA, die Bank Austria, die Casino AG und andere staatliche oder staatsnahe Unternehmen. Mit anderen Worten: Der österreichische Staat kassierte die Strafe, indem er das Geld von einer Tasche in die andere steckte. Zurück in Wien habe ich mich sehr gefreut, so viele Freunde wiederzusehen. Denn es gab eigentlich zwei Gründe, warum ich nach Florida gegangen war: Auf meine Kritik an Waldheim in der Radiosendung „Guglhupf“ kamen antisemitische Leserbriefe und die waren nicht mehr, wie davor, anonym, sondern mit Namen und Adresse. Der andere Grund war, dass viele meiner Wegbegleiter gestorben waren, inklusive meiner Frau. Ich dachte damals, ich wäre völlig allein, ich hätte keine Freunde mehr. Und dann passierte diese Aktion! Da konnte ich gar nicht anders als zurückkehren. Und siehe da, es bestand eine Nachfrage nach meinen Sachen. Keiner hat sich darüber mehr gewundert als ich, der ich geglaubt hatte, längst zum alten Eisen zu gehören.

NU: Was würden Sie als Ihren größten Erfolg bezeichnen?

Gerhard Bronner: Eine Neufassung der „Fledermaus“ für die Covent Garden Opera in London, die vom Fernsehen in die ganze Welt übertragen und mit hymnischen Kritiken bedacht wurde.

NU: Also auf einem ganz anderen Gebiet.

Gerhard Bronner: Ja. Das ist ja das Perverse. In Österreich bin ich nur als Kabarettist bekannt. Im Ausland hingegen überhaupt nicht. Dort hab ich Offenbach-Bearbeitungen gemacht, Filmmusiken, Drehbücher …

NU: Fürs Theater an der Wien haben Sie Musicals übersetzt, „Cabaret“ zum Beispiel und „My Fair Lady“.

Gerhard Bronner: Ja, aber daran denkt kein Mensch. Man denkt nur an den „G’schupften Ferdl“. Und der ist wieder untrennbar mit dem Qualtinger verbunden.

NU: Irgendwie ungerecht: Der Interpret gilt immer mehr als der Schöpfer. Wie zum Beispiel die CD mit dem Titel „Die Qualtinger-Songs“: Die Lieder wurden fast alle von Ihnen geschrieben.

Gerhard Bronner: Sie sagen es. Beim „Trivial Pursuit“ gibt es die Frage: Von wem stammt das Lied „Der Marlon Brando mit seiner Maschin’“? Und 90 Prozent antworten wohl: Helmut Qualtinger.

NU: Vielleicht nur ein schwacher Trost: Diese Lieder sind längst österreichisches Kulturgut.

Gerhard Bronner: Schön, wenn Sie das so betrachten.

NU: Was sind Ihre nächsten Pläne? Sie hatten doch immer den Traum von einem großen Musiktheaterstück.

Gerhard Bronner: Ja, ich habe jetzt auch ein diesbezügliches Angebot. Vor einigen Jahren schrieb ich ein Filmdrehbuch, basierend auf dem „Hotel Savoy“ von Joseph Roth, das nicht realisiert werden kann, weil es zu teuer käme. Aber ein Produzent ist derart begeistert, dass er aus dem Inhalt ein Musical will. Wir werden sehen. Ich habe so viele Träume geträumt in meinem Leben, aus denen nichts geworden ist. Es würde mich nicht wundern, wenn auch aus diesem nichts würde.

Heimkehr der verlorenen Töchter

„Vienna’s Lost Daughters“ heißt der neueste Streifen der jungen österreichischen Filmemacherin Mirjam Unger. Sie erzählt die Geschichte von acht Frauen, die nach ihrer Vertreibung aus Wien in New York ihr neues Zuhause fanden.

Die acht Protagonistinnen des Films vor der Brooklyn Bridge in New York

Im Prater blüh’n wieder die Bäume – Frühling ist wieder in Wien! Und so hatten die acht Damen eine Woche Zeit, dieses Klischee der Wienseligkeit auf sich wirken zu lassen. Tatsächlich war es natürlich eine Woche der Erinnerung, der Auseinandersetzung und der Aufarbeitung. Anita, Dorit, Eva, Hennie, Lizzy, Rosalie, Susann und Susy, heute über 80 Jahre alt, waren zu Gast in Wien, denn zu Hause sind sie hier nicht mehr, nachdem sie, als jüdische Mädchen in Wien geboren, in den Jahren 1938/39 aus ihrer Heimatstadt vertrieben worden waren. Von ihren Eltern und oft auch Geschwistern getrennt, hatten sie mit dem Kindertransport Richtung Vereinigtes Königreich fliehen können und schließlich über Umwege allesamt in NY Fuß gefasst.

„Vienna’s Lost Daughters“ („Wiens verlorene Töchter“) heißt der neueste Streifen der jungen österreichischen Filmemacherin Mirjam

Unger, der soeben in Beisein der acht Protagonistinnen in Graz im Rahmen des Diagonale Filmfestivals uraufgeführt wurde und nach einer Woche intensiven Rahmenprogramms nun in den Wiener Kinos läuft. Er porträtiert die acht Frauen, lässt sie erzählen, zeigt sie in ihrem Alltag. Rosalie beim Plausch mit ihrem Friseur, Eva beim Kopfstand im Yoga-kurs, Lizzy in Diskussion mit ihren beiden Töchtern und der Enkelin. Der Film möchte ein „Film über das Leben sein“, wie das vornehmlich weibliche Filmteam um Regisseurin Unger betont, keine historische Dokumentation. Aber natürlich ist die Geschichte der „Lost Daughters“ immer präsent.

Und so bespricht Rosalie mit ihrem Friseur eben nicht nur den neuesten Tratsch, sondern unterhält sich mit ihm, dem Ecuadorianer, auch darüber, wie es sich so lebt als Immigrant(in) in NY. So diskutiert Lizzy mit ihrer Familie nicht nur die Pläne fürs Wochenende, sondern auch die über Generationen reichenden Auswirkungen von Vertreibung und Vernichtung. So zeigen die vergilbten Fotos, die Susy und ihr Mann in ihrem Wohnzimmer aufgestellt haben, nicht einfach nur liebe Verwandte, sondern eben auch in Konzentrationslagern Ermordete. Und die Erinnerungsstücke, nach denen Hennie im obersten Fach ihres Schlafzimmerkastens kramt, tragen alle den Stempel der NS-Zeit.
Vor allem aber ist es Wien und das Wienerische, auf das man in allen acht Frauenporträts immer wieder stößt. Namen von Personen, Plätzen und Straßen sind bei den Damen und ihren Familien ebenso gespeichert und geläufig wie die Texte zahlreicher Wienerlieder, wie Bridge und das Kochen und Backen „natürlich“ nach alten Wiener Originalrezepten. Gerade so, als ob die Frauen, die mit ihrem Leben, ihrem Wirken und Wissen dieser Stadt und seinen Bewohnern verloren gegangen sind, sich selbst ein Stück davon in ihr zweites Leben hatten retten können.
„Es ist einfach so, dass egal, was passiert, weiter gehofft, weiter gekocht und gelacht werden muss“, umschreibt Mirjam Unger die Stärke ihrer Protagonistinnen, das Neben- und Durcheinander von Vergangenheit und Gegenwart und von unterschiedlichen kulturellen Einflüssen nicht nur zu meistern, sondern zu einem integrierenden Bestandteil ihres Lebens zu machen.
Und gerade die Mischung aus amerikanischer, wienerischer und jüdischer Tradition und Sprache macht denn auch den besonderen Ton dieser mehrfach gegeneinander geschnittenen, unaufdringlichen Porträts aus, bei denen in manchen Dialogen ein so feiner Humor aufblitzt, dass man meinen könnte, Woody Allen persönlich habe sie verfasst.

„Im Prater blüh’n wieder die Bäume – Frühling ist wieder in Wien“, lässt Unger gleich in der Eingangssequenz Urwienerisches ertönen, um dagegen das typische NY-Bild zu setzen, das quirlige Treiben auf dem nächtlichen Times Square. Ansonsten hält sich die Regisseurin, die mit diesem Film auch einen Teil ihrer eigenen Familiengeschichte aufarbeitet, ganz im Hintergrund. Unger hat ihre Großmutter, die ebenfalls vor den Nazis hatte fliehen müssen, nie kennengelernt. Selbst also Teil der Enkelgeneration, räumt sie dieser eine zentrale Rolle in dem Film ein und schlägt damit einen Brücke zur Zukunft.

Filmemacherin Mirjam Unger: „Egal was passiert, es wird weiter gehofft, gelacht und gekocht.“

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

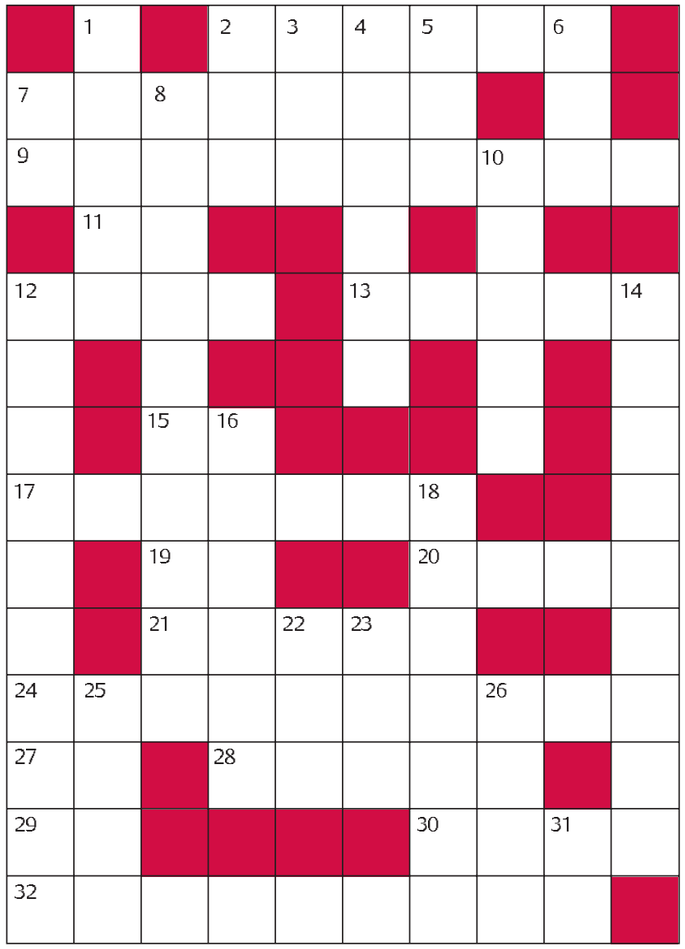
WAAGRECHT:

2. Das I ist hier ein J und schon ist der Zehner ausgegeben
7. Trauergebet hier nur mit einem „D“
9. Alles bestens beim amerikanischen emporkömmling
11. Wir auf Englisch vielzählig
12. Hast du das, brauchst kein Glück dazu
13. Und er spielt und spielt sie auf dem Dach
15. Kaiserlich-königlich oder kurz-konstant
17. Hauptsache gedreht, der Wirrkopf
19. One tiny pound
20. Schnitzlers Fräuleinwunder, hier mit A am Schluss oder diese Löwin
21. Nur mit Fleiß kommst du ans Ziel
24. Viele kleine Orte auf der Landkarte
27. Ein rohes, ein hartes, ein Spiegel...
28. Olef oder?
29. Nicht aus der Mode
30. Franz. Schlüssel zu des Rätsels Lösung (Mz.)
32. Dem Nichtsnutz ist sogar sein T am End abhandengekommen

SENKRECHT:

1. Goldbarren aus Sesam und Honig
2. 3 selbstlaute
3. Kurzes United States Government
4. Iss deinen Knofl und sei nicht ...
5. Aufsteigender englischer Artikel
6. Abwärts kurzer Prophet, aufwärts franz. Insel
7. Keine Ahnung oder Kilo Ampere
8. Jinglishes kleines Kleidchen
10. Langweilig und fad und immer schmähstad
12. Vor drei Zeugen kannst du dein Gelübde lösen
14. Schadet nie, kann gern ein bisserl mehr sein
16. Das erste I ist hier ein J und dennoch schaut er dir ins Blatt
18. Alle haben wir das unsere, wenn auch noch so klein, zu tragen
22. Schau englisch, dort ist das Wasser
23. 24 waagrecht einzählig endet so
25. Kleines fremdländisches Kino
26. Aufsteigend sich berühmter Ehemänner rühmende Witwe
31. Franz. Vorwort

Auflösung auf Seite 56



Sehr geehrter Herr Menasse,

Die Lektüre des Heftes Nr. 26 hat mir besonders große Freude bereitet. Neben den vielen interessanten Berichten haben mir vor allem die Beiträge von Katja Sindemann und Danielle Spera gut gefallen, denn beide waren überaus informativ. Ganz besonders beeindruckt haben mich die Interviews mit Otto Kernberg und Josef Geva sowie die Kommentare von Martin Engelberg und Erwin Javor.

Es war wirklich ein Vergnügen, in diesem Heft zu schmökern, und ich möchte mich dafür herzlich bedanken!

Mit freundlichen Grüßen
Peter K. Fischhof

Liebe NU-Redaktion!

Bei jedem Heft denke ich es mir, jetzt muss ich es endlich auch schreiben: Vielen, vielen Dank für diese großartige, interessante, anregende, vergnügliche Zeitschrift!

Jedes Heft ist sehnsüchtig erwartet, mit Freude von Anfang bis Ende gelesen, an Freunde weitergegeben (allerdings immer nur ein Heft, und dazu die Aufforderung, die weiteren doch bitte selbst zu abonnieren). Das Heft Nr. 26 mit den vielen wunderbaren Porträts gebe ich allerdings nicht mehr aus der Hand, die Hefte zum Weiterschenken kann ich zum Glück bei meiner Buchhändlerin kaufen.

Auf viele weitere Hefte
und viele Grüße!

Brigitta Höpler

Zu Martin Engelbergs Kommentar in NU 4/2006:

Martin Engelberg schreibt im Kommentar „Nicht alle Juden sind gescheit, aber …“ (no na!) von seinen „leidvollen Erfahrungen bei der Arbeit mit Juden“. Dazu zitiert er einen Ausruf, wonach die Kultusgemeinde – sinngemäß – von einem Haufen Idioten bevölkert sei, und schiebt die Urheberschaft dieses Ausrufes einem anonymen, weil namentlich nicht genannten „guten Freund“ in die Schuhe.

Von wem immer diese Aussage über die (angeblich) mangelnde Intelligenz innerhalb der IKG stammen mag, sofern sie überhaupt getätigt wurde: Sie ist nicht grad rasend „intelligent“; sie hat mit sachlicher Kritik an der IKG-Arbeit nachgerade gar nichts gemein; sie ist überhaupt nicht witzig; sie ist aber ganz besonders maliziös und überdies beleidigend für alle, die hauptberuflich oder auch ehrenamtlich für die IKG tätig sind oder waren.

Lieber Martin, auch du bist davon nicht ausgenommen als einer, der einige Zeit hindurch in der IKG aktiv gewesen ist. Solltest du dich eigentlich nicht lieber dagegen verwahren? Stattdessen beschädigst du mit diesem entbehrlichen Spott deinen eigenen ansonsten interessanten Artikel. Schad’ drum.

Ronny Böhmer

Zur Kritik des Dresdner Lokals „La Rue“ von Katja Sindemann (NU 4/2006):

Liebe Kerstin-Katja Sindemann,
eine Freundin berichtete mir von Ihrem Artikel über das „La Rue“, indem ich erwähnt sei. Nach einigem Recherchieren und dann dem Lesen Ihrer Zeilen habe ich dann erstaunt feststellen müssen, dass leider – wie so häufig – auch in diesem Falle die Realität falsch dargestellt ist. Dass dies vermutlich im Wesentlichen den undifferenzierten Aussagen von Max zu verdanken ist, verwundert mich insofern wenig, als dass Männer offenkundig strukturelle Schwierigkeiten mit Transidentität haben.
Es gibt allerdings auch viele Vorurteile in diesem Bereich, sodass ich hier für Aufklärung sorgen mag. Transvestie (TV) ist das zeitweise Tragen der Bekleidung des anderen Geschlechts als Ausdruck der eigenen, undifferenzierten Geschlechtsidentität. Dies ist unabhängig von der sexuellen Orientierung und keine spezifisch homosexuelle Erscheinung.
Neben den TV gibt es Transidente (TID, auch Transgender TG oder Transsexuelle TS), bei denen eine Störung der Geschlechtsidentität zugrunde liegt. Ausgehend von einem frühen „Anders“-Sein, entwickelt sich ein anhaltendes Gefühl, entgegen ihrem körperlichen Geschlecht eigentlich ein Junge bzw. Mädchen zu sein oder zumindest kein Mädchen bzw. Junge. Hauptunterschied einer Transidenten zur TV ist also der dauerhafte Wechsel des Geschlechts, nicht nur der kurzzeitige, oberflächliche.
Der ursprüngliche Begriff TS gilt seit etwa 1980 als veraltet, da hier fälschlich der Eindruck entsteht, TS habe mit der Sexualität, der sexuellen Orientierung zu tun. Gängigstes Vorurteil gegenüber Transfrauen ist es deshalb, eigentlich homosexuell zu sein. Möglicherweise liegt genau hier die Ursache für die Schwierigkeiten vor allem der Männer mit uns Transfrauen, zumindest der etwa 80 Prozent in der Bevölkerung, die nach unterschiedlichen Studien homophob sind. So hoffe ich, bei Ihnen Verständnis für unsere Situation und den Wunsch nach Richtigstellung in Ihrem Artikel gefunden zu haben.
Einen schönen Gruß in die Berge.
Anna Catarina Mueller

RÄTSEL AUFLÖSUNG

	1 H		2 I	3 U	4 S	5 E	L	6 E	
7 K	A	8 D	I	S	C	H		L	
9 A	L	R	I	G	H	T	10 N	I	K
	11 W	E			O		U		
12 M	A	S	L		13 F	I	D	L	14 S
A		S			L		N		E
D		15 K	16 K				E		T
17 D	R	E	J	K	O	18 P			T
E		19 L	B			20 E	L	S	A
R		21 E	I	22 S	23 E	K			M
24 S	25 C	H	T	E	T	L	26 A	C	H
27 E	I		28 Z	E	L	E	M		C
29 I	N					30 C	L	31 E	S
32 N	E	B	B	O	C	H	A	N	

FOTO©: Peter Rigaud

Die Konferenz tanzt

FOTO©: Peter Rigaud

Die Oj-Meschugge-Methode ist geeignet, die Welt zu verbessern.
Endlich werden alle Scheußlichkeiten der Geschichte wegdefiniert.

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Wir sollten auch eine Konferenz machen.

Menasse: Was meinst du damit? Wer macht Konferenzen?

Javor: Na so eine wie im Iran, wo sie brillant nachweisen konnten, dass es gar keinen Holocaust gegeben hat.

Menasse: Ach so, das ist gelungen? Und konnte man herausfinden, wo sich all die Juden versteckt haben, die angeblich umgebracht wurden?

Javor: Da musst du den selbst ernannten Oberrabbiner Friedmann fragen. Das ist allerdings riskant. Henryk Broder wollte ihn kürzlich in Wien darauf ansprechen und Friedmann hat statt zu antworten um Hilfe gerufen. Wahrscheinlich hat er das Hebräisch von Broder nicht verstanden.

Menasse: Na gut, Hebräisch mit preußisch-polnischem Zungenschlag ist für einen Wiener „Rabbiner“ schon eine ziemlich harte Sache.

Javor: Und die Perser versteht er?

Menasse: Das nicht. Aber für ein Gruppenfoto hat es gereicht und ein Honorar wird doch wohl auch herausgesprungen sein. Wie sonst käme ein Sozialhilfe-Empfänger zu einem komfortablen Flug samt Aufenthalt im Luxushotel in Teheran?

Javor: Zurück zu unserer Konferenz. Als erste einfache Übung könnten wir eine einberufen, die belegen wird, dass die Erde eine Scheibe ist.

Menasse: Ja das ist wichtig, weil man muss doch jene warnen, die am Rand leben, damit sie nicht abstürzen. Außer es sind die Iraner. Denen sagen wir nichts.

Javor: Was hast du gegen die Iraner? Ich finde, man sollte den Unaussprechlichen für den Friedensnobelpreis nominieren.

Menasse: Bevor du mir das erklärst, bringe ich dir bei, wie man sich seinen Namen Ahmadinejad merkt: Er beginnt mit einem „Ach“.

Javor: Auf Jiddisch „oj“.

Menasse: Setzt sich fort mit „mad“, englisch für verrückt.

Javor: Auf Jiddisch „meschugge.“

Menasse: Und endet im Chaos.

Javor: OK, also man sollte den Oj-Meschugge-Mann deswegen für den Friedensnobelpreis vorschlagen, weil er bei der Konferenz eine Methode entwickelt hat, wie man alle Scheußlichkeiten in der Geschichte wegdefiniert. Wenn es keinen Holocaust gegeben hat, war vielleicht auch Napoleon nur eine Fiktion, Stalin eine Kunstfigur und wer, nebbich, war dann Dschingis Khan?

Menasse: Dann sollten wir rasch eine Konferenz machen, bei der nachgewiesen wird, dass Gusenbauer keine ÖVP-Politik betreibt.

Javor: Oder dass es beim Eurofighter ganz korrekt zugegangen ist.

Menasse: Und dass Karl-Heinz bei Fiona was zu reden hat.

Javor: Da finde ich es allerdings leichter zu beweisen, dass Elvis noch lebt.

Menasse: Ach so, ist der tot? Ich höre doch ständig seine Musik.

Javor: Du bist ein Ignorant.

Menasse: Nicht wenn ich eine Konferenz mache, die das Gegenteil beweist.

Javor: Jedenfalls lässt sich mit der Oj-Meschugge-Methode eine wunderbar harmonische Welt basteln. Strache springt deshalb im Wald herum, weil er Rehe liebt, der Iran braucht das Uran nur für Taschenlampen-Batterien und Haider bringt die Kärntner Wirtschaft zum Blühen.

Menasse: Die glaubwürdigen Teilnehmer treiben wir leicht auf. Die holen wir uns einfach aus der Zeugenliste der beiden parlamentarischen Untersuchungsausschüsse.

Javor: Wenn sie nur reden.

Menasse: Sonst borgen wir uns ein paar Leserbriefschreiber von der Kronen Zeitung aus. Höchste Glaubwürdigkeit.

Javor: Zwei Dinge schafft die beste Konferenz allerdings nicht: den Beweis zu erbringen, dass das jüdische Zentrum in der Ichmanngasse irgendeinen Sinn ergibt und dass man den Kaffee in diesem Etablissement trinken kann.

Menasse: Bei beiden kann ich nur sagen: abwarten und Tee trinken.

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*

FOTO©: Peter Rigaud

Reichlich vernachlässigt

VON MARTIN ENGELBERG

Die Arbeit am Bericht über die streng orthodoxen Bethaus-Gemeinden Wiens hat eines gezeigt: Diese fünf Gruppen, mit je 30 bis 100 Mitgliedern, die – gemessen an der Zahl ihrer Vertreter im Kultusvorstand – insgesamt ca. 20 Prozent der Gemeinde ausmachen, haben jeweils eine ansehnliche Infrastruktur: Rabbiner, Bethäuser, Jeschiwa/Kolel, Mikwes und Schulen.

Einen gewichtigen Teil der damit verbundenen Kosten finanziert die Kultusgemeinde, ebenso wie die Kosten der ebenfalls ausgiebigen Infrastruktur der Bethaus-Gemeinden der Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, vor allem der bucharischen und georgischen Juden. Diese machen nach ihrer Mandatszahl in der Kultusgemeinde weitere 20 Prozent der Gemeinde aus.

Damit drängt sich die Frage nach dem Verbleib der restlichen 60 Prozent der Gemeindemitglieder auf – dies sind die nicht orthodoxen aschkenasischen Juden. Welche Betreuung, Unterstützung in ihren Bedürfnissen als Juden erhalten diese?

Die Schulen in der Malzgasse und der Tempelgasse sind von vorneherein nur für die Kinder aus streng orthodoxen Familien gedacht. Jene der Chabad und die ZPC Schule der Kultusgemeinde sprechen heute zu 70 Prozent und mehr und mit steigender Tendenz die Kinder der Zuwandererfamilien an. Auch wenn dies immer beleidigte Kommentare von Kultusgemeinde-Funktionären und engagierten Eltern der ZPC Schule hervorruft, muss gesagt sein: Die ZPC Schule erreicht mit ihrem Angebot die Kinder der nicht orthodoxen aschkenasischen Juden Wiens immer weniger. Dies wird auch der im Bau befindliche, großzügige Neubau am Handelskai nicht ändern, eher noch verschlimmern.

»Die ZPC Schule erreicht mit ihrem Angebot die Kinder der nicht orthodoxen aschkenasischen Juden Wiens immer weniger.«

Als Bethaus-Gemeinde fühlen sich diese Gemeindemitglieder allenfalls dem Stadttempel zugehörig und sind dies geschätzte 1.500 Personen. Eine gewaltig große Gruppe im Vergleich zu den anderen Bethaus-Gemeinden. Dennoch wird diese Gemeinde nur vom Oberrabbiner Eisenberg betreut, der ausgestattet mit lediglich einer Sekretärin auch noch eine Vielzahl administrativer Aufgaben der Gesamtgemeinde wahrzunehmen hat.

Es gibt daher keine Spur eines aktiven jüdischen Gemeindelebens mit Vorträgen, Schiurim, Diskussionen zu den verschiedensten religiösen, jüdischen Themen. Es gibt keine „Sunday School“, keinen Unterricht, keine Betreuung der Kinder und Jugendlichen, keine Einladungen der Gemeindemitglieder anlässlich jüdischer Feiertage, keine menschliche Betreuung in schwierigen Lebenssituationen. Wenn, dann wird dies zunehmend von den Lubawitschern übernommen, die bereits vor einiger Zeit einen Vertreter in den Stadttempel entsandt haben.

Eine Jugendorganisation, ein aktives Leben im jüdischen Gemeindezentrum, das auch den Bedürfnissen dieser 60 Prozent der Gemeindemitglieder entsprechen würde, gibt es ebenfalls nicht.

Präsident Muzicant spricht, sicher im Licht der im Herbst 2007 anstehenden Wahlen, von höchst erfolgreichen Jahren seiner Präsidentschaft. Dies trifft hinsichtlich der Realisierung der vielen Bauprojekte auch zu, die mit einem beeindruckenden Einsatz an Energie und finanzieller Mittel von Seiten der Kultusgemeinde und der öffentlichen Hand verwirklicht wurden.

Bemerkenswert ist dabei aber, dass es gerade diese nicht orthodoxen aschkenasischen Gemeindemitglieder sind, die – obwohl sie in ihrer großen Mehrheit die Wähler Muzicants sind – es bisher hinnehmen mussten, in ihren Bedürfnissen reichlich vernachlässigt zu bleiben.

Des Kanzlers neue Kleider

FOTO©: Peter Rigaud

VON ERWIN JAVOR

Die derzeitige Performance von Bundeskanzler Gusenbauer erinnert mich stark an einen Ausspruch von Woody Allen, der einmal über seine weiblichen Fans befragt wurde: „Diese Groupies sind wirklich hartnäckig. Immer wenn ich auf einer Gastspielreise in einem Hotel übernachte, hämmern und klopfen diese vielen jungen Mädchen verzweifelt an meine Zimmertür. Ich aber bleibe standhaft. Die können pumpern soviel sie wollen, ich lasse sie ganz einfach nicht hinaus.“

Gusenbauers WählerInnen sitzen nämlich in der Falle. So wie viele Freunde und Sympathisanten aus Künstler- und Intellektuellenkreisen, die ihm jahrelang in der Oppositionszeit die Stange gehalten und ihn gefördert haben.

Der Gusenbauer-Kurs hat aber spätestens mit dem Spargelessen mit Haider begonnen und hätte eigentlich jeden aufmerksamen Beobachter stutzig machen müssen. Gusenbauer konnte schon in seiner Oppositionszeit den Verlockungen, so zu reden wie es Hans Dichand gerne hört, nicht widerstehen. Die Methode, Wählerstimmen im dritten Lager zu lukrieren, führte letztlich unter anderem zur Zustimmung der SPÖ zu den Verschlechterungen im Asylgesetz. Der derzeitige Höhepunkt ist aber damit erreicht, dass Gusenbauer Strache einen Freibrief ausstellt, indem er seine Kriegsspiele als „Jugendtorheit“ verniedlicht.

Nun kann man auf dem Standpunkt stehen, dass man sich von einer Tat, die vor zwanzig Jahren im jugendlichen Leichtsinn begangen wurde, distanzieren darf. Die Voraussetzung ist jedoch eine radikale Abkehr von einer Unheil bringenden Weltanschauung. Aber Strache hat sich keinesfalls geändert und falls die ehemaligen „Wehrsportübungen“, an denen unter anderem auch der bekennende Neonazi Andreas Thierry teilgenommen hat, als Beweis für eine Jugendtorheit herhalten müssen, dann ist Strache konsequenterweise im Besitz des Geheimnisses der ewigen Jugend.

»Hallo! Ist da jemand? André Heller und Co bitte aufwachen! Wieso spricht denn keiner von Euch die simple Wahrheit aus?«

Bezeichnenderweise wurde Strache bereits 1991 durch Westenthaler (sic!) der Eintritt in den RFJ verweigert, weil ihm dieser zu rechtslastig war. Nach einer Kundgebung von Rechtextremisten, die gegen die Wehrmachtsausstellung protestierten, bezeichnete er die Zusammenrottung von Neonazis als „legale, angemeldete und auf dem Rechtsboden stehende Demonstration von Andersdenkenden“. Die „Andersdenkenden“ skandierten bei diesem Umzug in der Innenstadt unter anderem den Liedtext einer Skinhead-Band namens Gestapo: „Ich mag Adolf und sein Reich, alle Juden sind mir gleich, ich mag Skinheads und SA, Türken klatschen, ist doch klar …“ Am 8. Mai 2004 beim „Totengedenken“ im Inneren der Wiener Hofburg hielt Strache die „Gedenkrede für die deutschen Gefallenen des Krieges“. Für ihn sind die Wehrmachtsdeserteure „Täter“, die „Unschuldige auf dem Gewissen“ haben. Beim Wiener Landesparteitag der FPÖ im Juni 2006 meinte er, angesichts einer angeblichen „Überfremdung“ oder „Umvolkung“ sei es nötig, „den Kampfanzug anzuziehen“. Zwei Mal sei in der Vergangenheit bereits die Türkenbelagerung zurückgeschlagen worden. Und er warnt vor „hunderttausenden Zigeunern, die darauf warten, zu uns zu kommen“.

Hallo! Ist da jemand? André Heller und Co, bitte aufwachen! Wieso spricht denn keiner von euch die simple Wahrheit aus, dass der Kanzler in Wirklichkeit nackt ist? Warum hören wir keine deutlichen Worte vom anständigen Kern der Partei? Ist denn Taktik, die ausschließlich für Machterhalt eingesetzt wird und moralische Prinzipien über Bord wirft, nicht auf Dauer kontraproduktiv? Sind der „Verhandlungserfolg“ mit der ÖVP und die gebrochenen Wahlversprechen nicht bereits ausreichende Belege für die Ignoranz des Parteiobmanns? Ist die SPÖ aus falsch verstandenem Corpsgeist bereits unfähig zur Selbstregulierung? Wozu wurde Schüssel abgewählt? Hat es denn genügt, etwas zu verändern, damit alles beim Alten bleibt?

Ich jedenfalls, bin mittlerweile fest davon überzeugt, dass unter Alfred Gusenbauer keine Restitution beschlossen worden wäre.

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:
Herausgeber und Medieninhaber:
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479
Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15
BA-CA (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/715 05 45-15. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Stefan Albel (Layout), Hannelore Maria Eckerstorfer, Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Roswitha Horak, Christof Janitschek (grafisches Konzept), Daniel Javor, Erwin Javor, Eva Jordan, Sabine Kehl-Baierle (Lektorat), Margaretha Kopeinig, Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Monique Stander (Fotos), Christian Thonke, Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr,

Satz & Layout:
echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43/1/526 26 76-0

Druck:
Manz Crossmedia GmbH & Co KG, Stolberggasse 26, A-1051 Wien

Offenlegung gemäß Mediengesetz:
Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.
Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:
A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)
B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)
A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)
B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)
A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)